

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

20. Jahrgang • Nr. 77 • Juni 2008



SOMMER 5768

Inhaltsverzeichnis

Die Toten ins Leben integrieren. Das Komitee zur Erhaltung des jüdischen Friedhofes Klosterneuburg – in Memoriam Walter Lauber	
Tina WALZER	Seite 4-5
Verteidigungsminister Darabos besuchte Israel Erster Besuch eines österreichischen Verteidigungsministers seit mehr als 30 Jahren in Israel	
Stefan HIRSCH	Seite 6-7
Erstmals Sektion „Jüdische Geschichte“ am Österreichischen Historikertag	
Martha KEIL	Seite 9
Irena Sendler ist tot	
Maria Anna OSSOLINSKA	Seite 10
Tibet auf dem Judenplatz	
Evelyn EBRAHIM-NAHOORAY	Seite 11
Was geschah mit den Grundstücken, auf denen sich Synagogen in Wien befanden? Eine Recherche hinsichtlich der im Grundbuch abgebildeten Eigentumsverhältnisse	
B. MARTENS, K. KOHLMAIER	Seite 14-20
„Ich will eine echte Autonomie“ Interview mit dem Dalai Lama	
Tanja FELDER	Seite 22-24
Mittelalterliche Synagogen im österreichischen Raum im Spiegel zeitgenössischer rabbinischer Responses	
Simon PAULUS	Seite 26-30
Nachruf für Eeva-Elisheva und Adalbert Huber-Huber	
Theodor MUCH	Seite 32-33
Real Time	
Zeitgenössische israelische Kunst im Israel-Museum	
Naomi Felice WONNENBERG	Seite 34-35
Israel-Reise des ÖVP-Rathausklubs im April 2008	
Gerhard ZEINITZER	Seite 36
Von den „Milchunruhen“ zur parteiischen Äquidistanz	
Stephan GRIGAT	Seite 38-39
Die Macht guter Worte und Taten	
Claus STEPHANI	Seite 40-41
Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c	
Erinnerungen 1943 – 1953, Teil 1	
Hans GAMLIEL	Seite 42-51
Gründung des Entenstaates Tel Aviv	
Naomi Felice WONNENBERG	Seite 52
Buchrezensionen	Seite 53-58

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, Rathausstraße 20,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,
Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at
Werbeanfragen: Markus Seyser, Tel.: +43/681/106 25191

Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,
IBAN: AT05201131005151078,
SWIFT-Code: GIBAATWW,
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,
IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RNLNATWW,
Deutschland: HYPO Vereinsbank,
Konto: 5349214, BLZ: 7002070,

Chefredakteur: Regierungsrat Ilan Beresin,
Redaktion: Mag. Gustav C. Gressel, Evelyn Ebrahim Nahooray, Dr. Felix Schneider, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Mag. Tina Walzer.

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Gabriele Anderl,

a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,
Mag. Susanne Swantje Falk, Michael Friedmann,
Dr. Pierre Genée,

Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Dana Claudia Grigorcea,
Mag. Lydia Ladurner,

DI Isabella Marboe, Turgut Mermertas,
Mag. Gerhard Milchram,

Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,
Markus Seyser, Dr. Claus Stephani,
Halina Zajac, Gerhard Zirbs.

EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:
Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

Für nicht verlangte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen. Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manuskripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.

Leserbrief

Lieber Herr Beresin,
Herzlichen Dank für den neuen DAVID - wie immer ausgezeichnet gestaltet und vorzüglich geeignet, Interesse zu wecken. In die Rezension des Sammelbandes von Dirk Ansorge hat sich leider ein Fehler eingeschlichen, der in meiner Ihnen übermittelten Textfassung NICHT aufscheint. Die angesprochene Übersetzung der "Protokolle der Weisen von Zion" durch einen ägyptischen Moslem war 1951. Und nicht wie in der vorliegenden Druckfassung 1851 - die Protokolle sind erst Jahrzehnte später entstanden.
Meine Freude über DAVID bleibt aber dadurch ungetrübt - nochmals lieben Dank!

Herzlich und mit besten Wünschen,
Heimo Gruber

Namensgeber des Vereines wurde Walter Lauber, s. A. Sein Begräbnis auf dem jüdischen Friedhof Klosterneuburg am 13. 9. 2006 war ausschlaggebend für die ersten Pläne zur Errichtung eines Friedhofsvereines. Er selbst war am 14. August 1918 in Wien auf die Welt gekommen und besuchte dort die Schule, war Mitglied im jüdischen Sportverein „Hakoah“ und dort sogar Jugend-Nationalmeister im Speerwerfen. 1938 änderte sich die Lage der Familie dramatisch. Wohl konnten noch Pässe organisiert werden, doch für Walter Laubers Vater kam die Hilfe zu spät. Er starb noch im Dezember 1938 an den Folgen jener Verletzungen, die ihm in der Pogromnacht zugefügt worden waren. Auch sein älterer Bruder überlebte den NS-Terror nicht; nach Frankreich geflüchtet, kam er ins Lager Drancy und wurde von dort nach Auschwitz deportiert, wo er umkam. Laubers Mutter konnte mit seinen Zwillingsschwestern nach London flüchten. Walter Lauber selbst gelang gemeinsam mit einem Cousin die Flucht über die Berge in die Schweiz und weiter nach Frankreich, wo er es schaffte, aus einem Internierungslager zu flüchten und eines der letzten Schiffe Richtung USA zu erreichen. Dort lebte er in New York und kehrte 1942 als Freiwilliger der US-Army nach Europa zurück. Kurz vor Kriegsende in Italien schwer verletzt, lernte er während seiner langjährigen Rekonvaleszenz seine spätere Frau Cilli kennen, die ebenfalls aus einer Wiener jüdischen Familie stammte und 1938 verfolgt, enteignet und vertrieben worden war. Nach der Hochzeit in New York 1948 entschied sich das Ehepaar, für immer nach Wien zurückzukehren. Viele Jahrzehnte später beschloß seine Enkelin, Miriam Karner, aktiv für das Erinnern an die jüdische Vergangenheit ihres Landes einzutreten. „Wir möchten die Toten ins Leben integrieren“, sagt sie: „Ein Friedhof muß kein trauriger Ort sein, auch er gehört zum Leben. Die Geschichten der Menschen dort sollen erzählt werden können.“ Unterstützt wird Miriam Karner dabei von der engagierten Gemeinderätin der Grünen in Klosterneuburg, Martina Enzmann. Für den Vereinsvorstand konnten Universitätsprofessor Gustav Spann und der Retter des jüdischen Friedhofes Floridsdorf, Erich Sinai, sowie einige weitere interessierte Klosterneuburger gewonnen werden. Der Generalsekretär der IKG Wien, Raimund Fastenbauer, fand sich als Mitglied des Beirates bereit. Die Stadtgemeinde Klosterneuburg fördert die Projekte des Vereines. ■

Der DAVID wünscht dem Verein „Komitee zur Erhaltung des jüdischen Friedhofes Klosterneuburg – in memoriam Walter Lauber“ weiterhin viel Erfolg!

Information:

www.juedischerfriedhof.at

Spendenkonto:

**Komitee zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs
Klosterneuburg
Raiffeisen Bank Klosterneuburg
Bankleitzahl 32367
Kontonummer 34.694**



Blick auf den Eingang zum östlichen Teil des Friedhofsareals. Die an das Tor anschließende, baufällige Zeremonienhalle wurde 2007 auf Initiative des Komitees zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs Klosterneuburg abgetragen. Die Mauer soll nun wieder geschlossen werden, um die Einfriedung zu vervollständigen. Foto: Tina Walzer



Der Abriß der Zeremonienhalle. Foto zur Verfügung gestellt vom Komitee zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs Klosterneuburg



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

Regierungsrat
Ilan Beresin

österreichische Hospiz.

In der weltweit größten Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem legte der ausgebildete Historiker Darabos in der Halle der Erinnerung einen Kranz nieder und gedachte der Millionen Opfer des verbrecherischen Nazi-Regimes. „Ich kann nur jedem empfehlen, Yad Vashem zu besuchen. Es bewahrt auf eindrucksvolle Weise das Ansehen an jedes einzelne der sechs Millionen Opfer. Die Erinnerung an die Nazi-Greuel ist eine gesellschaftliche Notwendigkeit. Denn nur aus der Erinnerung können Lehren für die Zukunft gezogen werden“, sagte Darabos.

Zum Abschluss seines Besuches zog Darabos eine positive Bilanz und machte ein Angebot: „Wir wünschen der Region umfassenden Frieden und bieten dafür auch unsere Unterstützung an.“ Österreich sei im Rahmen der EU bereit, eine aktive Rolle im Friedensprozess zu spielen. Sicherheit im Nahen Osten sei von großer Relevanz für die Sicherheit Europas. ■



BM Darabos legt gemeinsam mit Botschafter Michael Rendi einen Kranz in Yad Vashem nieder



BM Darabos in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem („Halle der Namen“)



Der Bundesminister bei den Bundesheer-Soldaten in Jerusalem. Sie sind im Nahen Osten als Militärbeobachter der UNO tätig



Der Bundesminister legt am Rabin-Mahnmal in Tel Aviv im Beisein des Österr. Militärattachées in Israel, Oberst Nikolaus Egger, einen Kranz nieder

house of **Beresin**

1070 Wien, Neubaugasse 11

Tel.: 523 27 79

Fax: 526 25 39

FAMILIE BERESIN

*wünscht allen Freunden
und Bekannten
einen erholsamen Urlaub.*

Erstmals Sektion „Jüdische Geschichte“ am Österreichischen Historikertag

 Martha KEIL

Erstmals seit seinem 25jährigen Bestehen findet im Rahmen des Österreichischen Historikertags, heuer von 16. bis 18. September in St. Pölten, auch eine Sektion zur jüdischen Geschichte Österreichs statt. Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs (www.injoest.ac.at), das in der ehemaligen Synagoge St. Pölten untergebracht ist, zeigt damit anlässlich seines 20jährigen „Geburstages“, das die Geschichte der Jüdinnen und Juden ein integraler Bestandteil der österreichischen Geschichte ist. Die Sektion findet am Dienstag, dem 16. September, von 14 bis 17 Uhr im Ausstellungssaal der Niederösterreichischen Landesbibliothek statt und ist frei zugänglich. Unter dem Vorsitz von Institutsdirektorin Dr. Martha Keil, die einen kurzen Abriss zur Geschichte des Instituts geben wird, sprechen drei MitarbeiterInnen zu den positiven und negativen Beziehungen zwischen Juden und Christen in Österreich vom Mittelalter bis zum „Anschluss“: Dr. Eveline Brugger: *Minem herren dem hertzen sein juden* – die Beziehung der Habsburger zu „ihren“ Juden im spätmittelalterlichen Österreich; Dr. Barbara Staudinger: „Was braucht ein Jud einen Papagei?“ Hofjuden zwischen Kulturtransfer und Judenhass in der Frühen Neuzeit; Dr. Christoph Lind: Gemeinderäte, Bürgermeister, Honoratioren – Juden im öffentlichen Leben Niederösterreichs 1867-1938. Das Programm des Historikertags finden Sie unter www.historikertag.at im Internet. ■

| Institut für jüdische
Geschichte Österreichs |

**Die MitarbeiterInnen des
Institutes für Geschichte
der Juden in Österreich
wünschen allen LeserInnen
des DAVID
einen schönen Sommer!**

Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15
Homepage: <http://www.injoest.ac.at>

Bitte vormerken:

Eröffnung der Dauerausstellung
„Bei uns war ein wirklich jüdisches Leben“
Die Kultusgemeinde St. Pölten und ihre Vernichtung,
Anschließend Konzert der Gruppe „Kohelet 3“ (Linz)
und Buffet, Ehemalige Synagoge St. Pölten, Eröffnung
am Sonntag, 7. 9. 2008, 17 Uhr
Bus von Wien Rathaus-Rückseite 15.30 (Anmeldung
zwischen 14. 8. und 1. 9. nötig!) Eintritt frei



Es lebe die
**Sorgen
freiluft**

Die Wiener lieben ihre gute Luft. Deshalb investieren die Wiener Stadtwerke jährlich mehr als 700 Millionen Euro in den Ausbau des öffentlichen Verkehrs, umweltschonende Technologien und erneuerbare Energiequellen.
www.wienerstadtwerke.at

Es lebe die Stadt!



**WIENER
STADTWERKE**

Tibet auf dem Judenplatz



Evelyn EBRAHIM-NAHOORAY



Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg mit Frau Elisabeth Zimmermann, Präsidentin von Save Tibet

Zwischen dem 17. und 29. Mai stand am Judenplatz, gegenüber dem Holocaust-Mahnmal, eine mongolische Jurte (Zelt) mit der Wanderausstellung „Tibet ohne Mythos“. Informationstafeln, Fotos und auch Filmvorführungen gaben einen Einblick in die bedrohliche Lage der tibetischen Bevölkerung seit der chinesischen Besetzung. Am 22. Mai gab es eine Lesung tibetischer Märchen von Frau Tseten Zöchbauer und am 25. Mai fand die Hauptveranstaltung statt, der auch Oberrabbiner Paul Eisenberg einen kurzen Besuch abstattete. Neben musikalischen Darbietungen einer mongolischen Sängerin und des tibetischen Chores hielt der Präsident des jüdischen Kulturvereines DAVID, Regierungsrat Ilan Beresin, eine Ansprache, und der bekannte Schauspieler und Autor Miguel Herz-Kestranek trug ein berührendes Gedicht vor. Auch Frau Dr. Madeleine Petrovic, Klubobfrau der Grünen Niederösterreich, hielt eine Ansprache. Ilan Beresin erwähnte seine Verbundenheit mit dem tibetischen Volk sowie seine große Besorgnis um den Erhalt der Kultur und Religion der Tibeter. Er stellte



Ilan Beresin vor der Jurte

fest, dass die Einhaltung der Menschenrechte nicht lediglich innere Angelegenheit eines einzelnen Staates, sondern der ganzen Welt sei. Er unterstütze die Friedenspolitik und Verhandlungsbereitschaft des Dalai Lama und hoffe auf eine friedliche Beilegung des Konfliktes, sagte Beresin. Wenn eine Minderheit über

lange Zeit unterdrückt werde, schriftliche Verträge und Versprechen nicht eingehalten würden, könne es zu Unruhen kommen. Die Situation könne außer Kontrolle geraten und sich zu einem Flächenbrand ausweiten, den schließlich niemand wolle, so Beresin. Er appellierte für eine Gedenkminute für die ca. 1,2 Millionen Tibeter, die seit der Besetzung durch die Volksrepublik China umgekommen sind, sowie für die ca. 70.000 – 80.000 Erdbebenopfer, unter ihnen auch viele Angehörige der tibetischen Volksgruppe. Weitere Informationen: www.tibet.at ■

Miguel Herz-Kestranek: **teilbare moral**

sport und politik
sagen sie
haben nichts miteinander zu tun
sagen sie
und meinen die dunklen jahre
mit mord und tod
damals
mitläufer waren sie
sagen sie
nazis
und haben alles gewusst
und mitgetragen
sagen sie
und meinen die von damals
sport und politik
sagen sie
haben nichts miteinander zu tun
sagen sie
und meinen mord und tod
heute
in tibet

© miguel herz-kestranek, 03/2008

www.herz-kestranek.com



Links: L. Gyalpo, Stv.-Präsident von Save Tibet und ganz rechts. Tseten Zöchbauer, Präsidentin der TGÖ



Die jüdische Kulturzeitschrift DAVID leistet schon seit vielen Jahren einen wertvollen Beitrag im Bereich des interkulturellen Dialogs. Sie ist ein starkes Bindeglied zwischen den Kulturen Österreichs und Israels, wodurch das gemeinsame Miteinander unserer Gesellschaft zusammengehalten und bereichert wird.

Ich möchte alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger sowie die Leserinnen und Leser der Zeitschrift DAVID, herzlich grüßen und Ihnen meine besten Wünsche zum bevorstehenden Sommer übermitteln.



**Mag. Wilhelm Molterer,
Vizekanzler und
Bundesminister für Finanzen**



Zum bevorstehenden Sommer übermittle ich allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, vor allem den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID, meine besten Grüße und Wünsche.

Klubobmann Dr. Wolfgang Schüssel

zugunsten der IKG Wien einverleibt. Es existieren laut Rechtspfleger im BG Leopoldstadt bzw. BG Innere Stadt für den Zeitraum 1938-1945 keine Urkunden. Der Teilungsplan vom 15. November 1979 mit Abteilungsbescheid der MA 64 vom 22. Mai 1980 zeigt, daß eine neue Einlagezahl (EZ) vergeben wurde. Dem Schenkungsvertrag vom 28. August 1980 kann entnommen werden, dass die Israelitische Kultusgemeinde dem Verein „Österreichische Agudas Israel Organisation“ vom Gutsbestand der Liegenschaft EZ 5817 KG Leopoldstadt die durch Teilung der Grundstücke 1144 und 1145 neu geschaffenen Grundstücke 1144/1 und 1144/2 - samt dem auf dem neuen Grundstück 1144/1 befindlichen Haus in der Tempelgasse 3 - schenkte. Im Falle einer Vereinsauflösung des Vereins geht das Eigentum allerdings wieder an die IKG Wien zurück. An diesem Standort befinden sich heutzutage ein Wohnhaus (Desider-Friedmann-Hof) und das sozialmedizinische Zentrum „ESRA“.

2., Große Schiffgasse 8 (1864 / Umbau 1923)

[S. Kastner]

Eigentümer im November 1938: Verein „Beth Hamidrasch Thora Ez Chaim“ (Baum des Lebens)

Im März 1935 folgte die Umbenennung von „Thora Ez Chaim Verein in Wien“, dem ursprünglichen Eigentümer seit 1892, in den noch heute bestehenden Vereinsnamen. Dr. Oskar Lukas erwarb die Liegenschaft vom „Stillhaltekommissar“ vier Jahre später (Der Eintrag über die Kaufbestätigung vom 30. November 1939 ist allerdings unleserlich). Laut Urkunde vom 25. November 1948 erfolgte die grundbücherliche Einverleibung beim ursprünglichen Eigentümer (Rechtsgrundlage: Drittes Rückstellungsgesetz). Der „Ariseur“ hatte zwar im Zuge des Rückstellungsverfahrens berufen, konnte sich mit der Behauptung des „redlichen Erwerbs“ jedoch nicht durchsetzen. Beide Parteien verzichteten schließlich auf alle weiteren gegenseitigen Ansprüche, wobei die Liegenschaft entschädigungslos zurückgestellt wurde. Das Vorhaus - mit Betsaal im 1. Stock - blieb erhalten; der Hinterhofbereich wurde seither nicht mehr verbaut.

2., Malzgasse 16 (1884 / Verlegung 1906)

[C. Buchgraber; G. Weixler]

Eigentümer im November 1938: Schulverein „Beth Hamidrasch Talmud Tora“ (Haus des Lernens für Talmud und Tora)

Das 1884 errichtete Bethaus wurde 1906 beim Neubau der Volksschule „Talmud Thora“ nach rückwärts verlegt. Der Schulverein, der seit Juni 1925 Alleineigentümer war, hatte bis 2. Feber 1939 die Eigentumsrechte inne. Der „Reichskommissar“ für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich – Stab Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände“ übertrug diese Position per Bescheid der IKG Wien. 1956 ergab sich der bemerkenswerte Umstand, dass der Schulverein

die Rückübergabe bei der Rückstellungskommission erfolgreich durchsetzte. Im Erkenntnis wurde u.a. festgehalten, „dass bei der gegenständlichen Vermögensentziehung die Regeln des redlichen Verkehrs nicht eingehalten wurden“. Der Gebäudekomplex beherbergt bis heute eine Thora Talmud Schule und ist von der Straße her nicht einsehbar.

2., Zirkusgasse 22 (1885-87)

[H. Gschwandtner; M.-Th. Tauber]

Eigentümer im November 1938: „Verband türkischer Israeliten (Sephardim)“

Das Eigentumsrecht wurde am 15. Juli 1927 für den Verband türkischer Israeliten (Sephardim) einverleibt. Der Verein wurde jedoch auf Grund des „Reichserlasses des Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem deutschen Reich“ aufgelöst und das Vermögen in die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien“ (Die Eichmann-Behörde; Anm. d. Red.) eingewiesen. Das Eigentumsrecht wurde zu 100% für die „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft mit beschränkter Haftung“ einverleibt. Im darauf folgenden Jahr wurde die Stadt Wien als alleinige Eigentümerin eingetragen. Im September 1940 wurde das Eigentum nach Kauf von der Stadt Wien für Werner Backofen und gleichzeitig ein Vorkaufsrecht für die Stadt Wien einverleibt. Die Einleitung des Rückstellungsverfahrens wurde gemäß dem Beschluss der Rückstellungskommission vom 12. November 1951 vorgemerkt und auf Grund eines Teilerkenntnisses das alleinige Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde Wien einverleibt, das Vorkaufsrecht der Stadt Wien für erloschen erklärt. Allerdings erwarb die Stadt Wien das Eigentumsrecht wieder mit Kaufvertrag im Jahre 1975. Errichtet wurde in den Jahren 1885-87 ein Gemeindebau.

2., Leopoldsgasse 29 (1892-93)

[R. Symoni; K. Breitfellner]

Eigentümer im November 1938: Verein „Beth Israel“

Seit 1892 war die gegenständliche Liegenschaft bereits im Alleineigentum des Synagogenvereines, dessen Vermögen im Jahre 1938 an die Israelitische Kultusgemeinde übergang. Fünf Jahre später kaufte die Wiener Firma Hollindia Handelsgesellschaft Lorenz & Co das Grundstück von der IKG Wien. Interessanterweise findet sich im Kaufvertrag nachstehende Anmerkung: „Auf das Rechtsmittel, diesen Vertrag wegen Verletzung über die Hälfte des wahren Wertes anzufechten, wird beiderseits verzichtet“. Da jedoch der Hollindia-Firmeninhaber im Jahre 1946 als illegales Mitglied der NSDAP verhaftet wurde, folgte die Bestellung eines öffentlichen Verwalters. Aufgrund des Vergleichs vor der Rückstellungskommission vom 4. Dezember 1950 wurde das Eigentumsrecht für die Israelitische Kul-

Grundbuchsunterlagen nach dem Brand des Justizpalastes) war der Tempelverein als Alleineigentümer einverleibt. Aufgrund des Bescheides des „Reichskommissärs für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich - Stab Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände“ - vom 16. Jänner 1939 wurde das Eigentumsrecht für die Mautner Markhof Brauerei Schwechat Aktiengesellschaft einverleibt. Im September 1940 wurde die Amtsbestätigung vom 28. Juni 1940 angemerkt, wonach der Name des Eigentümers nunmehr „Brauerei Schwechat Aktiengesellschaft“ lautete. Die Einleitung des Rückstellungsverfahrens wurde infolge des Beschlusses der Rückstellungskommission beim Bezirksgericht für ZRS Wien am 20. Februar 1948 angemerkt. In weiterer Folge wurde noch im gleichen Jahr aufgrund von deren Erkenntnis das Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde Wien einverleibt. Fünf Jahre später wurde an die Stadt Wien veräußert (1953); im diesbezüglichen Kaufvertrag wurde im Übrigen die Liegenschaft „Kluckygasse 11“ (ehem. Brigittenauer Tempel) gleichzeitig abgewickelt. Die Stadt Wien verpflichtete sich in diesem Kaufvertrag auch gleichzeitig, nach Instandsetzung des Hauses in 1020 Wien, Malzgasse 7, insgesamt 12 Wohnungen von der IKG Wien vorgeschlagenen Wohnungssuchenden zuzuweisen. In der Neudeggasse 12 wurde in den Jahren 1955-56 ein Gemeindebau für Wohnzwecke errichtet.

9., Müllnergasse 21 (1888-89)

[A. Aschenbrenner]

Eigentümer im November 1938: Israelitischer Bethausverein „Chewra Beth Hatfila“ (Vereinigung im Haus des Gebetes)

Dieser Bethausverein war grundbücherlicher Eigentümer von 1927 bis 1939. Nach der zwangsweisen Vereinsauflösung trat die IKG Wien an dessen Stelle. Obgleich der Kaufvertrag mit Alois Stefan bereits am 23. September 1940 abgeschlossen war, folgte die grundbücherliche Einverleibung erst im Jahre 1942. In weiterer Folge wurde aufgrund des Beschlusses der Rückstellungskommission vom 12. Dezember 1947 das Eigentum abermals für die IKG Wien einverleibt (25. September 1950), die es im Jahre 1970 an die „Gemeinnützige Bau-, Wohn- und Siedlungsgenossenschaft ‚Neues Leben‘ registrierte Gen.m.b.H.“ veräußerte. Diese Genossenschaft errichtete im Jahre 1974 eine Wohnhausanlage und 1977 erfolgte die Begründung von Wohnungseigentum.

Es sei in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Liegenschaft „18., Schopenhauerstrasse 39“ in Wien verwiesen (siehe dortige Beschreibung), wo parallele Begebenheiten hinsichtlich „Verkauf“ und Darlehenskonstruktion bei den handelnden Personen gegeben sind.

10., Humboldtgasse 27 (1895-98)

[B. Gantner; M. Kofler]

Eigentümer im November 1938: Israelitischer Tempelverein für den 10. Gemeindebezirk in Wien
Der angeführte Verein erwarb im Jahre 1917 mittels Kaufvertrag die Liegenschaft. Am 3. September 1937 fand die Eintragung der Namensänderung in „Israelitischer Tempel- und Schulverein für den 10. Gemeindebezirk Favoriten in Wien“ nach erfolgter Statutenänderung statt. Im Frühjahr 1939 wurde die Vereinsauflösung eingeleitet. Bereits am 8. November 1939 wurde in weiterer Folge das Eigentumsrecht zu 3/4 für Richard Vojta und 1/4 für Friedrich Vojta einverleibt. Aufgrund des Antrages der Israelitischen Kultusgemeinde (28. Februar 1949) wurde durch die Rückstellungskommission die Liegenschaft zurückgestellt und das Eigentumsrecht dem Antragsteller überantwortet. Auf Kaufpreisschädigung wurde kein Anspruch zuerkannt, da der Einzug der Liegenschaft als sogenannte Aufbauumlage erfolgt sei. Am 1. September 1954 erfolgte ein Eigentumsübergang auf die EMKA („Wirtschaftsgenossenschaft von Wiener Molkeereien, Käsereien und Milchgroßhandel“) mit der Auflage, nach Absprache mit der IKG Wien eine Marmortafel zu errichten. In diesem Jahr wurde die auch heute noch vorhandene Wohnhausanlage errichtet. Die nächste Eigentumsübertragung folgte kurz darauf im Frühjahr 1956, und zwar an den „Verein der Freunde des Wohnungseigentums“, mitsamt Parifizierung und Förderungszusage durch die Mietkommission.

11., Braunhubergasse 7 (1898)

[W. Früchtl; J. Höbart; A. Kirschner; A. Moussa]

Eigentümer im November 1938: Tempelverein für den XI. Bezirk: Simmering

Das Eigentumsrecht am Eckgrundstück zwischen der Braunhubergasse und Hugogasse erlangte der Tempelverein im Jahre 1884. Auch dieser Verein wurde Ende der 1930er-Jahre enteignet und die Liegenschaft an die Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft übertragen. In weiterer Folge erwarben am 3. Mai 1940 die Privatpersonen Anton und Julie Duraz (Bauunternehmer) das Grundeigentum. Im Jahr 1948 wurde die Einleitung des Rückstellungsverfahrens im Grundbuch angemerkt, welches im Jahr 1952 mit einem Vergleich zwischen dem Ehepaar Duraz und der IKG Wien endete: Es kam zu keiner Rückübertragung, jedoch verpflichteten sich die Eigentümer, eine Gedenktafel betreffend den ehemaligen Bestand und die Zerstörung des Tempels anzubringen (was mittels einverleibter Reallast sichergestellt wurde) sowie eine Entschädigungszahlung von ATS 35.000 zu leisten. Ursprünglich befand sich die Liegenschaft im Bezirk Schwechat (1966 wurde der Gerichtsbezirk auf Wien Favoriten geändert). Im Jahre 1977 trat die „Gemeinnützige Bau- und Siedlungsgenossenschaft FRIEDEN – registrierte Genossenschaft m.b.H.“ als Eigentümer in Erscheinung. Nach Errichtung einer mit Bundes- und Landesmitteln geförderten Wohnhausanlage wurde Wohnungseigentum begründet.

fahrens grundbücherlich angemerkt. Im April des darauf folgenden Jahres erging ein Erkenntnis dieser Kommission, wonach Kaufmann verpflichtet wurde, die Liegenschaft der Israelitischen Kultusgemeinde Wien sofort zurückzustellen und in die Einverleibung von deren Eigentumsrecht einzuwilligen. Der Umstand, dass Kaufmann die Betriebsräumlichkeiten im Arsenal angeblich nur als Treuhänder für eine politisch verfolgte Person innehatte, änderte nichts an der Beurteilung der Kommission. Nach Eintritt der Vollstreckbarkeit des Erkenntnisses wurde im Juni 1948 das zwangsweise Eigentumsrecht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien einverleibt. Zwei Jahrzehnte danach, nämlich im Juni 1969, wurde die Liegenschaft der Stadt Wien übertragen und deren Eigentumsrecht einverleibt. Der Erwerb der Liegenschaft diente vertragsgemäß zur Schaffung von Arbeiterwohnstätten. Zur Verwirklichung dieses Zweckes hat die Stadt Wien im April 1971 der „GESIBA Gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft“ das Baurecht bis 31.12.2049 vertraglich eingeräumt.

18., Schopenhauerstraße 39 (1888-89)

[W. Schrenk; A. Cwierniowitz]

Eigentümer im November 1938: Israelitische Kultusgemeinde (Wien)

Erbaut im Hof des Hauses Wiener Straße 39 (später als Schopenhauerstraße bezeichnet) in den Jahren 1888/89 von der Israelitischen Vorortgemeinde Währing; ab 1890 unter der direkten Verwaltung der IKG Wien (Grundlage: Israelitengesetz vom 23. Jänner 1890, wobei die jüdische Vorortgemeinde ihren bisher autonomen Status verlor). Im Jahre 1909 erlangte die IKG Wien das Eigentumsrecht an der Liegenschaft. Im Jahre 1940 kam es zum „Verkauf“ an den Wiener Kaufmann Robert Ritter von Meissl, dem am 4. Juni 1942 das Eigentumsrecht grundbücherlich einverleibt wurde. Bemerkenswert ist jedenfalls die offenkundige Verquickung mit dem ehemaligen Synagogenstandort in der Müllnergasse 21 (9. Bezirk; siehe Beschreibung), welcher von Bäckermeister Alois Stefan „gekauft“ wurde, zumal für die Finanzierung beider Liegenschaften ein gemeinsames Darlehen - ohne Eigenmittel - von der Wiener Genossenschaftsbank aufgenommen wurde. Im Frühjahr 1944 übertrug Meissl sein Eigentumsrecht an Frau Marie Stefan, die Gattin des angeführten Alois Stefan. In weiterer Folge wurde gegen Ende des Jahres 1947 die Einleitung des Rückstellungsverfahrens im Grundbuch angemerkt. Grundlage dafür war ein Beschluss der Rückstellungskommission vom 18. Oktober 1947, welcher im Jahr darauf zur (Wieder-) Einverleibung des Eigentumsrechts für die IKG Wien führte. Im Jahre 1977 trat die Salzburger „Wohnungseigentumsbau gemeinnützige Wohn- und Siedlungsgesellschaft m.b.H.“ als Bauträger auf den Plan und erwarb die Liegenschaft mit Kaufvertrag am 10. November 1977; in weiterer Folge wurde das heutige Wohnungseigentum begründet.

19., Dollinergasse 3 (1897)

[A. Wanke; K. Weichselbaum]

Eigentümer im November 1938: Tempelverein „Döbling“

Dr. Robert Ellinger hatte die Liegenschaft am 2. November 1906 käuflich erworben. Bereits am folgenden 3. November 1906 verkaufte er die Liegenschaft um den gleichen Kaufpreis an den Tempelverein. Das führt zur Annahme, dass der erste Verkäufer Josef Lebeau (später im Grundbuch auch als Lebratt geführt) nicht direkt an den Israelitischen Tempelverein verkaufen wollte. Robert Ellinger als Zwischeneigentümer war „Beamter in Wien 2“. 1907 folgte die Adaptierung des vorbestehenden Wohnhauses zum Zwecke einer Synagoge. Mit Bescheid vom 7. Dezember 1938 der NSDAP (Gauleitung Wien) wurde der Israelitische Tempelverein aufgelöst. Dieser „Eigentumsübergang“ an die „N.S. Volkswohlfahrt e.V. Berlin“ wurde auch grundbücherlich vollzogen - allerdings voreilig, wie sich bald herausstellte. In der zweiten Jahreshälfte 1939 wurde vom „Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände beim Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ durch Bescheid erklärt, dass die vorangegangene Quasi-Enteignung des Israelitischen Tempelvereins unwirksam sei, und zwar wegen Unzuständigkeit des Gauleiters. In weiterer Folge wurde die Liegenschaft zum 1. Juni 1939 mittels Bescheid in das Eigentum von Emil und Stefanie Polese (Großkaufmannsehegatten in Wien) je zur Hälfte einverleibt. 1948 wurde offenbar ein Rückstellungsantrag eingebracht. 1953 war das Rückstellungsverfahren anscheinend abgeschlossen, weil die entsprechende bücherliche Anmerkung aufgrund eines Beschlusses der Rückstellungskommission vom 6. November 1953 gelöscht wurde. Im Jahre 1957 wurde Stefanie Polese Alleineigentümerin; eine Situation, welche bis 1985 währte. Nun wurde das Eigentum an der Liegenschaft abermals in zwei gleiche Teile aufgeteilt (Dr. Tasso Polese und Gerhard Pinkl). Als deren Rechtsnachfolger finden sich von 1993-98 Mag. Peter Bertalanffy (1721/1864 Anteile) und Mag. Helga Bertalanffy (143/1864 Anteile), welche im Jahre 1995 mit der Errichtung von Neubauwohnungen begannen. In den darauf folgenden fünf Jahren verschoben sich die Anteile, zumal im Jahre 1999 Wohnungseigentum begründet wurde. Im Jahre 2003 wurden die bestehenden 149/2252 (Minderheits-)Anteile in die „Peter und Helga von Bertalanffy Privatstiftung“ eingebracht.

20., Kluckygasse 11 (1898)

[P. Klaban; C. Reiß; A. Schekolin; J.-P. Spiess]

Eigentümer im November 1938: Tempelverein „Brigittenau“

Nach dem Stand des Grundbuches per Juli 1927 war der Brigittenauer Israelitische Tempelverein Alleineigentümer der Liegenschaft. Auf Grund des Bescheides des „Hauptkommissars für die Wieder-



Bezirksvorsteherin
SUSANNE REICHARD
 wünscht im Namen der
Bezirksvertretung Wieden
 einen
 schönen Sommer!

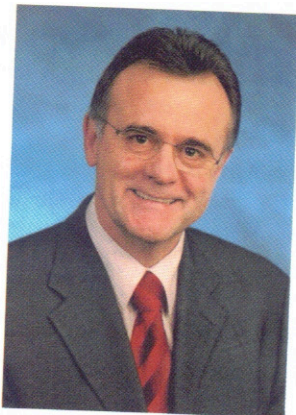


Schalom!
 Einen schönen
 Sommer wünscht
 allen LeserInnen der
 Zeitschrift DAVID
Josef Eichinger
 Bezirksvorsteher-Stv.
 Wien-Währing



Allen Leserinnen und Lesern des
 DAVID einen erholsamen Urlaub
 wünscht
 Bürgermeister
 Dr. Peter Koits
 im Namen des Stadtsenates
 und Gemeinderates
 der Stadt Wels

Den jüdischen Bürgern
 in unserem Lande
 wünsche ich einen schönen
 Sommer!



HANS NIESSL
 Landeshauptmann
 von Burgenland



www.wirtschaftsbund.at

Namens des Österreichischen
 Wirtschaftsbundes wünsche ich der
 jüdischen Gemeinde in Österreich eine
 erholsame Urlaubszeit!

Christoph Leitl

Dr. Christoph Leitl
 ÖWB-Präsident

WIRTSCHAFTSBUND
 DIE UNTERNEHMERISCHE KRAFT

erneut auf das Problem aufmerksam zu machen.

Wie steht es um die Kontakte zwischen Ihren Gesandten und den Vertretern der chinesischen Behörden?

Diese Kontakte werden unter den bestehenden Regeln fortgeführt. Im Moment gibt es keine wirklichen Fortschritte, und selbst wenn diese Unterredungen in offener Atmosphäre stattfinden, nähern sich die Positionen einander doch kaum an. Unsere Bemühungen, für Tibet einen Autonomiestatus zu erreichen, stoßen aufgrund der Unnachgiebigkeit einiger hoher Funktionäre auf eine Mauer der Ablehnung. Die chinesischen Gesprächspartner sind – zu Unrecht – davon überzeugt, dass mein Ziel die Unabhängigkeit ist. Ich wiederhole: Ich verlange nichts weiter als eine echte Autonomie, so wie sie in der chinesischen Verfassung vorgesehen ist. Wenn die chinesische Regierung uns eine echte Autonomie zugesteht, welche die Rettung unserer Kultur, unserer Sprache, der Spiritualität und der Umwelt Tibets garantiert, spricht nichts gegen die aktuellen Grenzen. Es ist aber natürlich einfacher, in einem demokratischen Land Autonomie zu erlangen, in dem die Menschen ihre Meinung frei äußern und klare und präzise Forderungen formulieren können, ohne bedrängt oder verhaftet zu werden und Konsequenzen befürchten zu müssen.

Und doch gibt es immer mehr Tibeter, die beunruhigt sind, dass nichts vorangeht.

Manche, vor allem junge Menschen, kritisieren die Langsamkeit dieser Vorgehensweise, und ich verstehe ihre Frustration. Ich kann nicht verlangen, dass sie mir blind folgen, denn jedes Volk hat ein Recht auf Selbstbestimmung und ich kann nicht von ihnen verlangen, darauf zu verzichten. Ich versuche durch das, was ich den „Weg der Mitte“ nenne, eine gütliche Lösung zu finden, bei der sich alle berücksichtigt sehen. Nun, da die Exil-Tibeter ihre zivilen Behörden wählen, liegt es an ihnen, ihren politischen Willen zu bestimmen und sich Gehör zu verschaffen. Ich bin nur mehr ein Berater.

Für die Tibeter im Land sieht das anders aus: Sie befinden sich in einer ungleich heikleren Situation. Nach dem, was mir Neuankömmlinge berichten, kommen immer mehr Chinesen auf der Suche nach dem schnellen Geld nach Tibet – zum Nachteil der lokalen Bevölkerung. Die Bauern werden gezwungen, Platz zu machen. Unter dem Vorwand der Modernisierung werden sie genötigt, ihre traditionellen Ansiedlungen zu verlassen und in „Modelldörfer“ umzuziehen. Sie finden sich dann ohne Lebensunterhalt, am Rande neuer Städte in einer Umgebung wieder, die ihnen unbekannt ist. Um ihre Häuser bezahlen zu können, sind sie gezwungen, ihre Tiere zu verkaufen. In den Klöstern tritt an die Stelle des Studierens immer häufiger die Indoktrinierung. Die Folge davon ist, dass viele Tibeter ihr Land zur religiösen Erziehung verlassen.

Glauben Sie, dass Ihr „Weg der Mitte“ auch nur

die geringsten Chancen hat, zu konkreten Ergebnissen zu führen?

Auf politischer Ebene darf man in näherer Zukunft auf nichts Konkretes hoffen, da wirtschaftliche und finanzielle Interessen vor allem anderen stehen und keine Regierung es wagt, China die Stirn zu bieten. Das ist traurig, aber das ist die Realität.

Es müssen daher andere Wege gefunden werden: der Schutz der tibetischen Umwelt zum Beispiel. Es handelt sich dabei um ein sehr empfindliches Ökosystem, dessen Zerstörung schwerwiegende Folgen für den gesamten asiatischen Kontinent hätte. Ein Handeln ist hier dringend erforderlich, nicht zuletzt seit der Inbetriebnahme der Eisenbahnstrecke, durch die die Ausbeutung der natürlichen Rohstoffe beschleunigt wird. Man darf nicht vergessen, dass die größten Flüsse Asiens ihren Ursprung in den tibetischen Hochebenen haben und dass die Bewohner aller Nachbarländer unter einer Verschmutzung ihres Wassers durch den Menschen leiden würden. Wie es scheint, schwinden die Gletscher, und der Schnee schmilzt immer schneller. Die alten Tibeter sagen, dass dies Unheil verkündet. Davon verstehe ich nichts, aber ich stelle selbst fest, dass es im Himalaya weniger Schnee gibt als in meiner Kindheit. Alles hängt irgendwie zusammen: Und während man darauf wartet, das Übel an seiner Wurzel zu packen, kann man doch zumindest die Symptome behandeln.

Wie steht es um die tibetische Kultur vor Ort?

Das kulturelle Erbe Tibets ist ernsthaft bedroht. Im Exil werden keine Mittel gescheut, um es zu schützen und weiterzugeben, doch vor Ort sieht das anders aus. Es ist natürlich schön, den Potala-Palast zu restaurieren und zum Weltkulturerbe zu erheben. Doch der Potala ist nur ein Gebäude: Mauern, Bibliotheken, Fresken. Es ist schön, sich darum zu kümmern und ihn als Zeugnis zu bewahren, doch die Kultur beschränkt sich nicht nur auf Bauwerke.

Eine Kultur, das sind Menschen, ihr Wissen, ihre Kenntnisse, ihre Sprache und ihre Geschichte, ihre Legenden. Sie verleiht dem Leben einen Sinn und ist Teil der Schätze der Menschheit. Für uns ist der Beitrag zu ihrem Schutz, die internationale kulturelle – oder auch politische – Hilfe, unabdingbar. Ohne diese Hilfe verschwände die tibetische Kultur innerhalb von weniger als fünfzehn Jahren und würde auf eine Art Folklore für Touristen reduziert.

Es wird derzeit viel über die Beziehung zwischen Religion und Staat gesprochen. Wie denken Sie darüber?

Allgemein denke ich, dass die Zeiten, in denen Religion und Staat vermischt wurden, vorbei sind. Diese Erfahrung habe ich selbst gemacht. Der Dalai Lama ist gleichzeitig ein spiritueller und weltlicher Führer. Diese doppelte Aufgabe war in einer bestimmten Zeit unserer Geschichte wahrscheinlich notwendig. Doch heute haben sich die Umstände geändert. Die tibetische Exilgesellschaft funktioniert nach demo-

AbgzNR Herbert Scheibner
Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde
in Österreich einen
schönen Sommer!

EISENSTADT

LANDESHAUPTSTADT

Einen erholsamen Sommer wünscht
namens der

**Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern

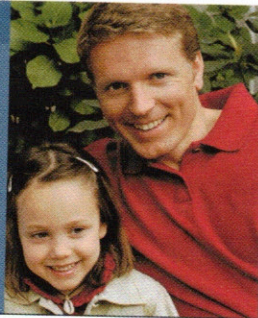
Andrea Fraunschiel
Bürgermeisterin der Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt



ServiceTel: (kostenlos)
0800/20 11 30
mail@oebv.com
www.oebv.com

Gedanken über die Zukunft?

Die ÖBV ist die Versicherung für den
öffentlichen Dienst. Aber alle können
unser einzigartiges Angebot nutzen.
Heute schon an morgen denken!



Donaustadt

Ich wünsche allen Lesern des DAVID
einen schönen Sommer
und erholsamen Urlaub.

Norbert Scheed
Bezirksvorsteher



Die OeNB sorgt dafür,
dass Ihr Euro auch
in den nächsten Jahren
stabil bleibt.

Stabilität und Sicherheit sind das Ergebnis aller geld-
politischen Entscheidungen der Oesterreichischen
Nationalbank. Damit der Euro eine der stabilsten
Währungen der Welt bleibt und Sie auch in Zukunft
mit seinem Wert rechnen können. Mehr Informati-
onen über die OeNB finden Sie unter www.oenb.at

Stabilität und Sicherheit

€NB

OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

LOWE GGK

von Rothenburg, lassen sich gleichzeitig auch Rückschlüsse auf die Lage des Eingangs gewinnen. Es heißt: „*An der rechten Seite des Eingangs, wo keine Mesusah ist, soll der Chanukahleuchter aufgestellt werden; In der Synagoge rechts von der Öffnung des Arons.*“⁶ Daraus lässt sich folgern, dass der Eingang in diesem Fall auf der Südseite liegt. Eine Response aus dem *Shuut ha-Radbaz* zeigt jedoch, dass dies nicht immer die Regel ist, da hier der Eingang entweder auf der Süd- oder Westseite beschrieben wird, die Position des Chanukahleuchters jedoch gleich bleibt.⁷ Die erhaltenen Beispiele mittelalterlicher Synagogenbauten, darunter die im Raum um Wien errichteten Bauten in Bruck a. d. Leitha, Korneuburg und Sopron bestätigen, dass der Zugang in der Regel auf den Längsseiten der Bauten in der Süd- oder Nordwand erfolgte. Auch bei der archäologisch erfassten Synagoge in Wien war dies zunächst der Fall, bevor im Zuge der zweiten Umgestaltung und Erweiterung der Eingang auf die Westseite verlegt wurde.⁸

Die talmudische Forderung, dass die Synagoge das höchste Gebäude der Stadt sein solle, wird auch in den Responsen immer wieder bekräftigt: Zu einem konkreten Fall äußert sich Joseph ben Moses (1421-1490?) folgendermaßen: „(...) *Ich glaube, mich zu erinnern, gehört zu haben, dass ein Gemeindevorsteher in Graetz (Graz) ein Haus neben der Synagoge baute (...) und der Ga'on (R. Israel Isserlein) wollte nicht, dass sein Dach höher als das Dach der Synagoge sei (...). Man erhöht sie, bis sie höher als alle Gebäude der Stadt ist.*“⁹ Dass sich diese Forderung nur innerhalb des jüdischen Wohnquartiers befolgen ließ, war eine hinzunehmende Tatsache. Die wie auch in Graz zumeist zurück-

gezogene Lage der Synagogenbauten innerhalb der Quartiere (s. Abbildung) erlaubte jedoch, diese Gebäude mittels hoher Dachkonstruktionen baulich aufzuwerten, ohne städtebaulich im christlich dominierten Umfeld aufzufallen.

Zu Fragen der Umgebung und baulichen Abgrenzung des Gebäudes liegen in den Responsentexten eine große Zahl von Fällen vor, die einen Einblick in unterschiedlichste Situationen gewähren. Beispielsweise wird an den Rabbiner Meir ben Baruch von Rothenburg ein Fall herangetragen, in dem ein Badehaus neben der Synagoge die Synagogenmitglieder wegen Geruchs- und Rauchentwicklung stört.¹⁰ Dass wie in Wien, Speyer oder Worms die jü-

dischen Gemeindevorrichtungen der Synagoge, des Badehauses, der Herberge und eines Lehrhauses auch gemeinsam mit öffentlichen Abortanlagen oft in einem Gebäude- oder Hofkomplex zusammengefasst wurden, wird durch die Responsen bestätigt. So ist auch im *Leket Josher* ein Fall aus Wien überliefert, in dem es um öffentliche Toiletten neben der Gemeindevorrichtung ging.¹¹

Ein weiterer Fall aus Wien demonstriert, dass im Hinblick auf die Zahl und Orientierung von Fensteröffnungen die auf Daniel 6,10 bezogene talmudische Forderung von nach Jerusalem gerichteten Fenstern verschieden interpretiert und ausgelegt wurde. Joseph ben Moses bezieht sich auf einen Rabbiner (vermutlich Rabbi Meir Bulda in Wien), der es in seiner Synagoge „nicht so genau“ nimmt, wenn die Fenster nicht nach Osten gerichtet sind.¹²

Maimonides geht in seinen Auslegungen sogar soweit, dass Synagogen und Plätze, die für das öffentliche Gebet bestimmt sind, nicht notwendigerweise Fenster haben müssen.¹³ Charakteristisch für die Synagogenbauten des Mittelalters sind hoch ansetzende, meist schmale Fenster, die an den Stirnseiten in der Regel Rundfenster (Okuli) flankierten (Sopron, Korneuburg, Mödling). Sie dienten weniger der Belichtung als vielmehr zur Beobachtung des Sonnenauf- und unterganges. Aufschlussreich sind in den Responsen wiederum Bemerkungen zur aufwendigen Beleuchtung der Synagoge mit Kerzen oder Öllampen. Hierzu heißt es bei Meir ben Baruch von Rothenburg: „*Das Licht vieler Kerzen in der Synagoge - am Tage oder in der Nacht - vermehrt den Festgeist und die Freude.*“¹⁴ Auch geht aus den Texten hervor, dass Lampen auf dem Toraschrein üblich waren. So bemerkt

Isserlein: „(...) *auf dem Aron ha-qodesh sind brennende Lampen.*“¹⁵ Die üppige aber auch kostenintensive Beleuchtung mittelalterlicher Synagogen wird sowohl durch die Befunde von Lampenhalterungen und Lichtergesimse, als auch durch zeitgenössische Textquellen u.a. zahlreiche Stiftungsbelege für Kerzen und Lampenöl bestätigt.¹⁶ Dies stößt nicht zuletzt auf christlicher Seite auf Unverständnis und verleitet Antonius Margharita 1530 zu dem Kommentar, dass die Juden „*sehr große hoffart mit den kerten*“ treiben.¹⁷

Mehrere Responsen zeigen, dass die Synagogengebäude auch für andere Zwecke genutzt wurden, die in der Regel nicht mit der Heiligkeit des Ortes



Abbildung 1: Mödling, ehemalige Tür der Synagoge, vor 1420; Museum Mödling - Thonetschlössl (Bezirks-Museums-Verein Mödling), www.museum.moedling.at

auf Betende vor der Synagoge und die Verbindung der Frauenabteilung zum Synagogenraum erläutert Joseph ben Moses: „*Sie sind wie zwei Genossenschaften in zwei Häusern (...) wenn der Vorbeter auf der Schwelle steht, die Innen und Außen vereinigt, kann dies als Aron angesehen werden. Die Frauenabteilung beweist, dass in einem Teil der Gemeinde keine Öffnung besteht (...)*“³⁷ Tatsächlich ist aus den Responsen die konkrete Information zu beziehen, dass es in Wiener Neustadt und Wien solche separaten Frauenräume gab, die sich in Wien, Korneuburg, Sopron, Maribor und Bruck a.d. Leitha auch baulich nachweisen lassen. Über die Praxis, die Verbindung zwischen dem Frauenbereich und dem Geschehen im Synagogenraum herzustellen, geben auch die Prozessakten des Trienter Judenprozesses von 1475 Auskunft: Die Frauen, die in einem Vorraum auf einer Bank saßen, traten hier, da offenbar keine Sichtverbindung bestand, an die Tür, um der Aushebung der Tora beizuwohnen.³⁸ Viele erhaltene Beispiele wie die Bauten in Bruck a.d. Leitha, Korneuburg und Sopron zeigen, dass in der Regel schmale Luken üblich waren, mittels welcher die Frauen dem Gottesdienst folgen konnten. Bei Joseph ben Moses finden sich bezüglich der Synagoge in Wiener Neustadt auch einige Bemerkungen zur Zuordnung der Sitzplätze im Synagogenraum, ihrer Position zum Toraschrein und der Praxis der Sitzplatzvergabe. Er erinnert sich: „*Drei oder vier Plätze an der Lade (Toraschrein), die ‚Wetzel‘ genannt wurde, waren frei. Dort konnten Fremde sitzen (...)*“ In einer der dortigen *Jeschiwot* saßen die Studenten „*mit dem Rücken zum Aron ha-kodesch*“ obwohl „*man nicht mit dem Rücken zum Aron ha-kodesch steht; denn der Aron ähnelt dem Heiligsten (...)*“³⁹ Grabungsbefunde in Wien, Köln oder Speyer bestätigen zudem die in den Responsentexten beschriebene Lage der regulären Sitzplätze entlang der Wände und die Unterteilung der Plätze durch Gitter oder Bretter.⁴⁰

Die hier nur exemplarisch vorgenommene Auswertung zeigt den hohen Informationswert dieser Textquellen. Gemeinsam mit den erhaltenen und dokumentierten Sach- und Bauzeugnissen vermitteln sie ein lebendiges Bild jüdischen Lebens in Österreich im Mittelalter. ■

1 Dieser Beitrag basiert auf dem Abschnitt über rituelle und liturgische Vorgaben des jüdischen Kultus im Mittelalter in PAULUS, Simon: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter, Überlieferung und Bestand, Petersberg 2007, hier S. 43-53, sowie KERN-ULMER, Brigitte: Rabbinische Responsen zum Synagogenbau, Hildesheim 1990, und KESSLER, Katrin: Liturgische und religionsgeschichtliche Voraussetzungen für den neuzeitlichen Synagogenbau, Diss. TU Braunschweig 2004.

2 Zu den in Österreich wirkenden Gelehrten siehe SPITZER, Shlomo: Bne Chet – Die österreichischen Juden im Mittelalter, Wien 1997, S. 161-186. Eine Übersicht der hebräischen Schriftquellen zum österreichischen Judentum im Mittelalter findet sich in KEIL, Martha: Gemeinde und Kultur. Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich, in: Geschichte der Juden in Österreich (Österreichische Geschichte, hg. v. Herwig Wolfram), Wien 2006, S. 15-122, hier S. 27-32.

3 Sefer Leket Yosher, S. 31, nach KERN-ULMER (1990), S. 104f, siehe dort auch zur Bedeutung/Heiligkeit des Vorhofes nach Rambam, S. 157.

4 Dank an Frau Monika Chromy und das Museum Mödling für die Bereitstellung von Fotomaterial und Informationen. Zur Tür siehe auch BURGER, Peter u. a.: Ausgelöscht - Vom Leben der Juden in Mödling, Wien/Mödling 1988, S. 18ff und PAULUS (2007), S. 359-363.

5 Nach MANN, Vivian: Zu einer Ikonografie der mittelalterlichen Diaspora-Synagogen, in: Europas Juden im Mittelalter, Beiträge des internationalen Symposiums in Speyer vom 20.-25. Oktober 2002, hg. v. Christoph Cluse, Trier 2004, S. 365-376, S. 369f.

6 Sefer Shut Maharam ben R. Barukh, S. 196, KERN-ULMER (1990), S. 132.

7 „Eine Frage an den einsichtigen und aufgeklärten Schmu-el (...). Unser Rabbi, unterweise uns bezüglich der Erklärung in Orakh Chajim, Hilkot Chanukah; denn in der Synagoge stellt man den Chanukahleuchter im Süden auf. Darauf stützt man sich und stellt ihn an die südliche Wand der Synagoge in die Mitte der Wand, selbst wenn dort kein Eingang ist. Meiner Meinung nach sieht es schändlich aus, denn einen Chanukahleuchter stellt man nur an die Öffnung, die auf der rechten Seite ist und so schrieb Rema, das man ihn rechts in der Synagoge aufstellt. Antwort: (...) rechts vom Eingang ist auch südlich des Eingangs (...).“ Shuut ha-Radbaz Teil 3, § 510, nach KERN-ULMER (1990), S. 135.

8 Stellvertretend HELGERT, Heidrun und Martin A. SCHMID: Die mittelalterliche Synagoge auf dem Judenplatz in Wien, Baugeschichte und Rekonstruktion, in: Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte Kultur & Museumswesen 4, 1999/2000, Bozen 2000, S. 91-110.

9 Sefer Leket Yosher, S. 31, zitiert nach KERN-ULMER (1990), S. 104f.

10 Sefer Shut Maharam ben R. Barukh, S. 495, nach KERN-ULMER (1990), S. 159.

11 Leket Josher, I, 86, siehe auch Spitzer, Shlomo: Bne Chet. Die österreichischen Juden im Mittelalter, Wien 1997, S. 220) Ein Abort neben der Synagoge wird im Sefer Chatam Sofer und bei Judah ben Eliezer Mintz, (*Mahari Mintz*, Mainz 1408?-1506, Padua) erwähnt. Siehe Sefer She'elot u-Teshuvot Mahari Mintz, Teil 1, O.Ch. § 193, nach KERN-ULMER (1990), Nr. 62, S. 164.

12 KERN-ULMER (1990), S. 37.

13 Teshuvot ha Rambam, Bd. 2, § 216, KERN-ULMER (1990), S. 36.

14 Shut Maharam ben R. Barukh, S. 191, Nr. 69: Frage zu einer stark qualmenden Öllampe in der Synagoge, S. 174f, Nr. 19; nach KERN-ULMER (1990), S. 133.

15 Sefer Terumat Ha-Deshen Pesakim u-Ketavim § 67, nach KERN-ULMER (1990), S. 134.

16 So beispielsweise im Nürnberger Memorbuch.

17 MARGHARITA, Antonius: Der ganz jüdische Glaub, Augsburg 1530, zitiert nach KRAUTHEIMER (1927), S. 117.

18 Maharam ben R. Barukh, § 20, KERN-ULMER (1990), S. 31. Siehe auch bei Maimonides, Teshuvot ha Rambam Bd. 3, § 157, KERN-ULMER (1990), S. 31.

19 Verkauf einer Synagoge bei Chajim Elieser ben Jitzchak Or Sarua (Sefer She'elot u-Teshuvot maharach Or Zaru'ha, § 65) KERN-ULMER (1990), S. 165.

20 KESSLER (2004), S. 26.

21 Sefer Shut Maharam ben R. Barukh, Teil 4 § 352; nach KERN-ULMER (1990), S. 58.

22 „(...)Thorarollen werden aufgestellt, besser ist, sie zu legen (...).“ David ben Schlomo Ibn Abi Zimra (*Radbaz*, Spanien 1479 – 1573 Kairo), Shuut ha-Radbaz, Teil 3, § 530; nach KERN-ULMER (1990), S. 61.

23 Zu Arontür und Parochet äußert sich z. B. Jakob ben Jehuda Weil (*Mahari Weil*), Sheelot u-Teshuvot we-hilkhot shechita u-vediqah, Hanau 1610, Teil 1, § 68; nach KERN-ULMER (1990), S. 115.

24 „(...) meiner Erinnerung zufolge war sein Platz in der Synagoge in (Wiener)Neustadt auf der Nordseite auf einer kleinen Bank, die auf aschkenasisch 'sidel' heißt. Er war auf den Aron ausgerichtet, der auf der Seite des mittleren Aron steht, und seine Rückseite ist dem Volk gegenüber...“ Sefer Leket Yosher, S. 20, zitiert nach KERN-ULMER (1990), S. 59..

25 „Meiner Erinnerung zufolge sprach er einmal zu mir: Nimm eine Bank oder einen Hocker, der Schemel genannt wird, und stell ihn vor den Aron ha-qodesh in meiner Synagoge, damit die Kohanim darauf stehen, wenn sie zur Plattform gehen; die Höhe des Hockers war eineinhalb Spannen (...).“ Sefer Leket Yosher, nach KERN-ULMER (1990), S. 59.



Martin Grabler
Klubvorsitzender



Jutta Sander
stv. Klubvorsitzende

DIE GRÜNEN OTTAKRING
wünschen allen Leserinnen und Lesern sowie
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen
schönen und friedvollen Sommer!



ottakring.gruene.at



ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE GRAZ

**Die ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE GRAZ**

zuständig für Steiermark, Kärnten
und die politischen Bezirke
des Burgenlandes Oberwart, Güssing
und Jennersdorf wünscht allen
jüdischen BürgerInnen angenehme und
geruhsame Sommertage.



wünscht allen LeserInnen des
DAVID und allen FreundInnen des
Sigmund Freud Museums
einen schönen Sommer!

Ich wünsche Ihnen
einen schönen und
erholsamen Sommer.

Ihr
Michael Ritsch
Landesparteivorsitzender der SPÖ Vorarlberg

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber
Facharzt für Innere Medizin
und Familie

1170 Wien, Rötzerlg, 41.
Tel.: 485 81 64

wünschen allen Freunden
und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur & Oscar Heller**

1160 Wien,
Hasnerstraße 34,
T.: 493 15 06, 493 20 32

wünschen allen Freunden
einen schönen Sommer!

Michael und Dr. Elizabeth
FRIEDMANN
und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co
Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.
Buchengasse 174
A-1100 Wien
Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

TIBOR KARTIK
und Familie

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

Mag. Tina Walzer
und Familie
wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Kleidern, Medikamenten und Lebensmitteln zu unterstützen. Eeva betonte immer wieder, wie viel ihr die armen, meist alten Menschen in diesen Ländern bedeuten und wie viel sie von ihnen lernen konnte. Auch während des Jugoslawienkriegs versuchte sie den Menschen im Kriegsgebiet zu helfen. Insgesamt organisierte Eeva 26 Hilfstransporte nach Sarajevo. In Rumänien drehte Eeva vor einigen Jahren einen wunderbaren Film über die dortigen jüdischen Gemeinden. Den Film – „Bleiben sollen sie – die Synagogen; Jüdisches Leben in Rumänien“ – zeigte sie immer wieder mit großem Erfolg in Österreich und Finnland, wo sie immer wieder Vorträge hielt und Spenden für weitere Hilfstransporte sammelte.

Im Jahre 1991 lernte ich Eeva, von der ich zuvor schon viel Positives gehört hatte, kennen. Sie bot mir an, die Räume in der Schüttelstrasse der liberalen jüdischen Gemeinde Or Chadasch kostenlos zur Verfügung zu stellen, da wir zu diesem Zeitpunkt noch kein eigenes Zuhause hatten. Dort konnten wir lange Zeit unsere Gottesdienste und Festivitäten abhalten. Gemeinsam organisierten wir in ihren Räumen auch kulturelle Veranstaltungen, interkonfessionelle Dialoge und politische Diskussionen. Eeva und Berti halfen Or Chadasch, wo sie nur konnten, u. a. transportierten sie zu den Hohen Feiertagen auch unseren Thoraschrank und die Gebetsbücher in gemietete Hotelräume, wo wir zu diesen Feiertagen unsere Gottesdienste organisierten. Das war nötig, weil der Raum in der Schüttelstrasse für derartige Feste zu klein war.


Eeva vertiefte sich in all diesen Jahren immer mehr in die Lehren des Judentums und beschloß – aus Liebe zum Judentum und für Israel – zum Judentum zu konvertieren. Eeva ging diesen nicht einfachen Weg konsequent, konvertierte vor einem rabbinischen Gericht (Beit Din) und gelangte bald auch in den Vorstand der jüdisch-liberalen Gemeinde Or Chadasch, wo sie viele Jahre als Kassierin fungierte. Ihr jüdischer Name lautete Elisheva. Als unsere neue Synagoge im 2. Bezirk gebaut wurde und wir mit dem damaligen Baumeister große Probleme hatten, bat Eeva ihren Sohn Samuel, die Vollendung der Synagoge zu übernehmen, was er auch mit großem Erfolg tat.

Im Jahr 2006 erhielt Eeva das goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich für all ihre großen Verdienste. Die Verleihung im Bundeskanzleramt nahm der damalige Staatssekretär Morak vor, die Laudatio hielt Staatsoperndirektor Ioan Holender. Eeva wurde auch in der österreichisch-israelischen Gesellschaft aktiv, dort konnte sie als Vorstandsmitglied viel Gutes für ihr geliebtes Israel tun. Sie war auch mit dem israelischen Botschafter Dan Ashbel und seiner Gattin befreundet, der sie vor einigen Monaten, im Zuge einer Veranstaltung, die dort stattfand, in ihrem neuen Haus in Neuhaus (Kärnten) besuchte.

Im März 2008 fand in Wien ein großer und wichtiger Kongreß der Weltunion für progressives Judentum

(European Board) statt. Auch hier half Eeva, indem sie die Pressekontakte und die Pressekonferenz organisierte. Es sollte ihr letzter Einsatz für Or Chadasch sein.

Eeva hatte viele freiwillige Helfer, doch ihre größte Stütze war stets ihr Mann Berti, der sie in all den Jahren aus ganzer Kraft unterstützte. Beide waren liebenswerte, freundliche, bescheidene, intelligente, ehrliche Menschen, treue und zuverlässige Freunde. Man könnte sie beide auch mit Fug und Recht als Zadikim (Hebräisches Wort für Gerechte) bezeichnen. Sie waren Idealisten, wie man sie heute nur noch selten trifft. Rita (meine Frau) und ich werden sie schmerzlich vermissen. ■



**MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI**

WERNER GRÖGOR
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@nurf.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker
1160 Wien, Wattgasse 9-11
e-mail: rudolf.mayer1@chello.at
Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69

- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommerurlaub!*



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!

Auch andere internationale Größen sind vertreten. Sigalit Landau's Papiermaché-Installation „The Dining Hall“, die unlängst in der Kunst Werke Galerie Berlin zu sehen war, wurde nach Israel gebracht. Und Barry Friedländer, der in seinen Panoramaaufnahmen Ereignisse wie den Rückzug aus Gaza dokumentiert wird hier nicht nur, wie 2007 im Museum of Modern Art New in York gefeiert, sondern auch kanonisiert. Schließlich darf Yehudit Sasportas, die mit ihren schwarz-weißen, japanisch wirkenden Landschaften Israel auf der Biennale in Venedig vertreten hat, nicht fehlen.

Die Arbeit der jungen israelischen Videokünstlerin Yael Bartana, die schon zu Anfang des Jahrzehnts im Kunstmuseum Bonn zu sehen war, entführt uns in ein Kernstück israelischer Lebenswirklichkeit, ohne auf den ersten Blick als politische Arbeit erkennbar zu sein. Die Kamera schaut von einem erhöhten Standpunkt auf eine Autobahn herab. In mehreren überblendenden Videoaufnahmen sieht man Autos sich verlangsamen und sanft zum Stillstand kommen. Die Fahrer verlassen zögernd die Wagen und stellen sich scheinbar unschlüssig neben die Fahrzeuge. Ein für den Betrachter unerklärlicher Vorgang, an einem so alltäglich prosaischen Ort wie der hektischen Autobahn. Was lässt Menschen innehalten, warum sind alle in ihrer Ratlosigkeit so einig und synchron, ohne dass man irgendwelche Zeichen eines Anlasses oder einer Kommunikation ausfindig machen kann? Nur durch Erläuterungen verstehen Betrachter, die nicht mit der israelischen Tradition vertraut sind das Phänomen: Die Künstlerin hat zum Zeitpunkt der Gedenkminute für die gefallenen Soldaten des Landes gefilmt. Sobald die – im Video nicht hörbare - Sirene ertönt, bleibt man, der Toten gedenkend, stehen, der Alltag friert einen Moment lang ein. „Trembling Time“ (2001) ist ein Meisterwerk: schlicht, und ergreifend.

Weiters ist Masha Zusmann, eine andere Meisterin der schlichten Poetik mit einer ihrer Arbeiten, die sie in der Technik „Kugelschreiber auf Spanholzplatte“ ausführt vertreten. Ihre Zeichenmuster breiten sich rätselhaft organisch und gestisch zugleich über die Fläche aus, wie ein Blick in geöffnete Blütenblätter, die jedoch fleischlich und verletzlich wirken und auch in ihrem Nachzeichnen der lanzettförmigen Holzstrukturen Assoziationen zu Form und Beschaffenheit der Vulva provozieren. Zusmann sagt über ihre Arbeit: „Die Spannplatten stammen von den Transport-Containern, die Immigranten nach Israel mitbringen. Der Prozess des Zeichnens mit den Stiften, die sich wie Nadeln anfühlen ist langsam und

obsessiv [...] er verwandelt die hohen Holz-Paneele in sensibles Fleisch, das meine persönlichen Phantasien und Ängste transportiert.“

Talia Keinan, neuer, aufsteigender Star der israelischen Kunstszene, die gerade in Tel Aviv den begehrten Gottesdiener-Preis für israelische Kunst erhalten hat entführt uns in mystische Videolandschaften: prophetische Weltsicht, oder neo-romantische Weltflucht?

Kanonisiert wird besonders gern, was sich klar einordnen lässt und außerdem gut in das aus den Medien bekannte Bild passt. Wenn man marktwirtschaftliche Faktoren beseite lässt, stellt man jedoch fest, dass sich die vielfältigen Erscheinungsformen eines Jahrzehnts israelischer Kunst schlecht über einen Kamm scheren lassen. Die hiesige Kunstszene ist sicherlich stark von der internationalen Kunstszene, besonders von jener in Berlin, beeinflusst. Mit Etiketten wird man jedoch bei Betrachtung und Zuordnungsversuchen schwerlich auskommen. ■



Bundesminister
Dr. Johannes Hahn
Landesparteiobmann



Stadtrat
Norbert Walter, MAS
Landesgeschäftsführer

Im Namen der ÖVP Wien
wünschen wir
der jüdischen Gemeinde
einen schönen Sommer!

ÖVP wien
DIE STADTPARTEI

ÖVP Wien, Rathauspl. 9, 1010 Wien
Tel.: 01/515 43 - 900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

Bewährte Qualität seit 1900.

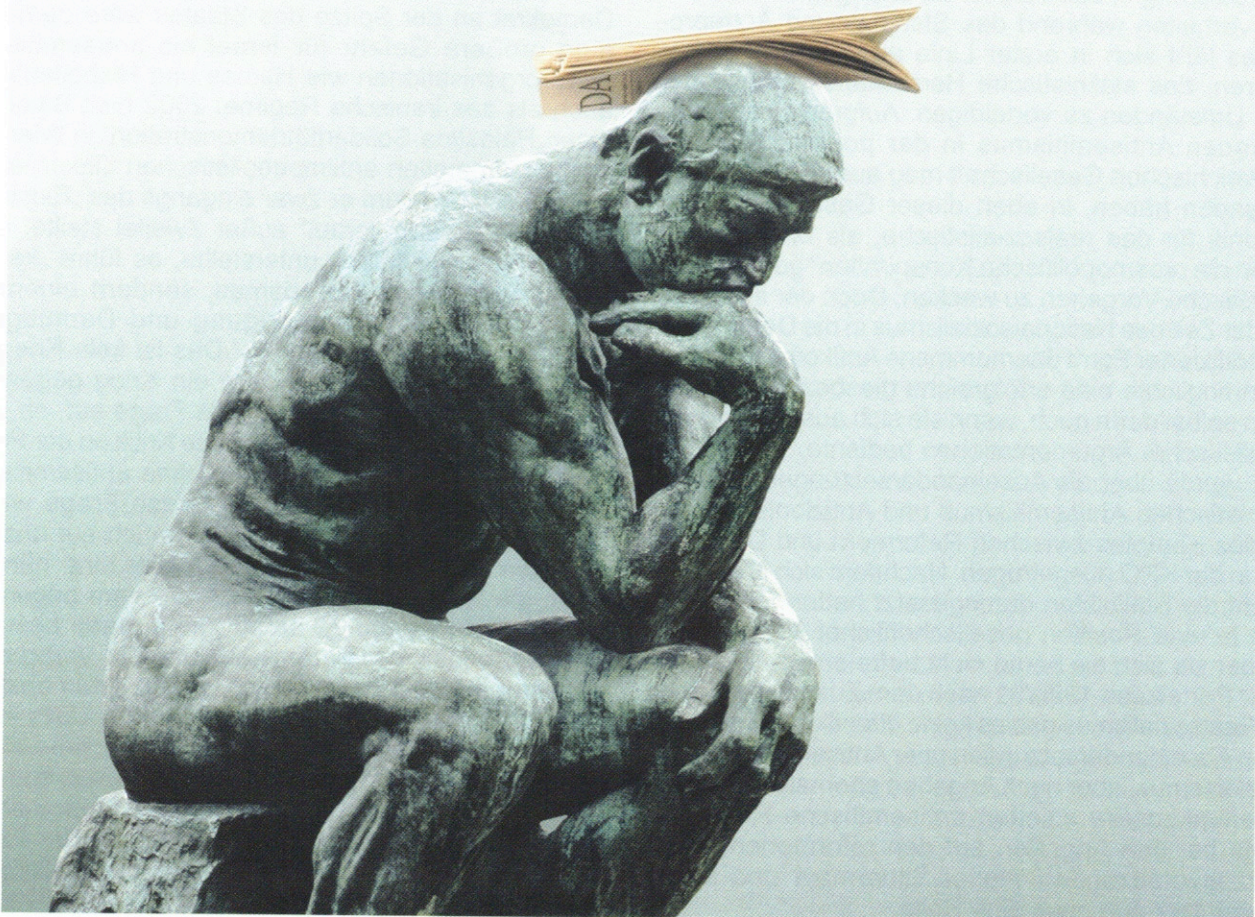
Unsere Firmengründung erfolgte bereits im Jahre 1900. Der Betrieb hat sich im letzten Jahrhundert stetig weiterentwickelt und betreut einen großen Stammkundenkreis in ganz Wien. Unsere 15 Mitarbeiter freuen sich, Ihnen als Gesamtanbieter bei Gas-, Wasser-, Heizungsinstallationen das Leben in Ihrem Wohnraum zu verschönern.

ECK KG
IHR INSTALLATEUR

Gymnasiumstraße 32 | 1180 Wien
Tel: (01) 478 28 29, Fax: DW 30

E-mail: office@eck.co.at | Internet: www.eck.co.at

Ich denke, also lese ich.



Oder doch: Ich lese, also denke ich. Wie man es auch dreht und wendet. Fakt bleibt: DER STANDARD ist die Zeitung für Leser. Und die beweisen Haltung. Beim Denken und erst recht beim Lesen.



Die Zeitung für Leser

4 Wochen gratis lesen:
derStandard.at/Abo oder 0810 / 20 30 40

mat“ gefordert, also von Israel verlangt, daß es seine Konstitution als jüdischer Staat aufgibt.

In jüngster Zeit wird die Abgrenzung von den offen israelfeindlichen Gruppen in der Linken sehr viel deutlicher formuliert. Dennoch bleibt die Widersprüchlichkeit hinsichtlich der Einschätzung Israels in den Stellungnahmen bestehen. In einer Erklärung des Bundesausschusses der KPÖ vom Februar 2006 mit dem Titel „Der Frieden ist ein Grundwert der Linken“ heißt es: „Kritik an der Politik Israels muß sich klar von jedem Antisemitismus unterscheiden. Das gilt gerade in Österreich, einem Staat, der bis heute mit den Folgen der Verstrickung großer Teile der Bevölkerung in die Shoa nicht im Reinen ist. Antisemitismus besteht nach allgemein akzeptierter Definition nicht allein darin, jüdische Menschen herabzusetzen, ihnen gemeinschaftliche negative Eigenschaften zu unterstellen, sondern auch darin, dem Staat Israel das Existenzrecht zu bestreiten bzw. an ihn andere Kriterien als an andere Staaten anzulegen. Mit Gruppen und Grüppchen, die diese Grenze nicht zu ziehen vermögen, gibt es keine politische Zusammenarbeit.“ In der selben Erklärung wird Israel jedoch aufgefordert, mit der Hamas zu verhandeln, also mit einer Gruppe, die auch nach Definition der KPÖ antisemitisch ist, da sie dem Staat Israel das Existenzrecht abspricht.

Die KPÖ bezeichnet es auf ihrer Homepage zwar als „jenseitig“, daß die Speerspitze der linken Israelfeindschaft in Österreich, die „Antiimperialistische Koordination“, der Hamas zum Wahlsieg gratulierte. Im März 2007 fand sich jedoch ebendort die Verlautbarung der Palästinensischen Volkspartei, daß sie sich mit einem Minister an der von der Hamas geführten palästinensischen Einheitsregierung beteiligen wird. Laut Walter Baier kann die Palästinensische Volkspartei zwar nicht als „Schwesterpartei“ der KPÖ bezeichnet werden, aber immerhin gehen die guten Beziehungen so weit, daß man derartige Meldungen unkommentiert auf der eigenen Homepage veröffentlicht.

Baier äußerte in einer Kritik an Avigdor Liebermann, dem Vorsitzenden der rechten Partei der russischen Einwanderer in Israel: „Gerade weil wir das Recht des israelischen Volkes verteidigen, wie jedes andere Volk selbst bestimmt und in sicheren Grenzen zu leben, legen wir an israelische Politiker die selben Maßstäbe wie an Politiker überall sonst auf der Welt an.“ Das Bedürfnis, gegen die antizionistische Vorstellung von der besonderen Perfidie des israelischen Staates zu argumentieren, gerät hier zu einer Ignoranz gegenüber den besonderen Bedingungen, unter denen Israel gegründet wurde und bis heute existieren muß. Diese Bedingungen verunmöglichen es, diesen Staat und seine Exponenten mit „den selben Maßstäben“ zu messen, die an andere Staaten angelegt werden.

Ein Novum war, daß Baier im März 2006 einen Artikel über linken Antisemitismus in der konservativen Tageszeitung „Die Presse“ veröffentlichte, der zuvor in einer ausführlicheren Fassung in den „Volksstimmen“, dem Nachfolgeprojekt der „Volksstimme“, erschienen war. Die Veröffentlichung in der „Presse“ führte zu heftigen Reaktionen seitens der mittlerweile aus der Partei gedrängten oder in ihr auf Bundesebene marginalisierten Stalinisten. Auf der anderen Seite führte der Text zu einer Einladung seitens der jüdischen Menschenrechts-

organisation B'nai B'rith. Im November 2006 hielt Baier einen Vortrag unter dem Titel „Antisemit und ‚links‘? Erkenntnis einer Möglichkeit“ bei der Zwi Peres Chajes Loge der B'nai B'rith. Der Auftritt führte zu scharfem Protest gegen die „zionistischen Kriegstreiber“ seitens der „Kommunistischen Initiative“, in der sich die aus der Partei gedrängten Stalinisten gesammelt haben.

Die Tatsache, daß die Kritik antisemitischer Tendenzen in der Linken seitens eines langjährigen KPÖ-Vorsitzenden Beachtung in rechts-konservativen Medien wie der „Presse“ und bei liberal-bürgerlichen Organisationen in Österreich gefunden hat, spricht dafür, daß die kritische Auseinandersetzung mit antisemitischen und antizionistischen Traditionen in der Arbeiterbewegung der KPÖ eine politische Öffnung ermöglichen könnte. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß jene Kräfte innerhalb der Partei, die als einzige auf nennenswerte Wahlerfolge verweisen können, wie die steirische und insbesondere die Grazer KP, an solch einer Auseinandersetzung kaum Interesse zeigen. Bisher ist diese Öffnung nur ein Projekt der Bundesleitung und von Teilen der Jugend- und Studentenorganisationen. Von großen Teilen der Parteibasis wird ihm mit Unverständnis oder schroffer Ablehnung begegnet.

Eine ähnliche Konstellation existiert auch in der Linkspartei in der Bundesrepublik Deutschland. Dort hat die stellvertretende Parteivorsitzende Katja Kipping Ende 2006 ein Papier veröffentlicht, das eine unmißverständliche Absage an den traditionellen Antiimperialismus und Antizionismus der Linken einfordert, sich zugleich aber nicht zu einer eindeutigen Solidarisierung mit dem bedrohten Israel durchringen kann. Auch in Deutschland treffen solche Vorstöße auf massiven Widerstand seitens großer Teile der Parteibasis und von vielen Funktionären. Die KPÖ hat das Papier von Kipping nicht auf ihrer Homepage publiziert. Dort finden sich hingegen Stellungnahmen vom außenpolitischen Sprecher der Bundestagsfraktion der Linkspartei, Norman Paech, der für die israelfeindliche Gegenposition zu Kipping in der Linkspartei steht.

Der Lernprozeß von Funktionsträgern wie Walter Baier innerhalb der KPÖ ist ernst zu nehmen. Insgesamt ist allerdings zu befürchten, daß der Prozeß der letzten Jahre in der KPÖ nicht zu einer konsequenten Abkehr von traditionellen antiimperialistischen und vor allem antizionistischen Positionen führt. Wahrscheinlicher ist, daß sie in der Zukunft eine Art aufgeklärten Antizionismus propagiert, in dem die vollmundige Kritik am Antisemitismus der traditionell antiimperialistischen Gruppierungen nur der Legitimation der eigenen Israelkritik dient. Im Augenblick geht bei der KPÖ die Betonung des Existenzrechts Israels einher mit Forderungen, die, würden sie umgesetzt werden, eben diese Existenz in Frage stellen würden. Damit setzt sie einen Schritt in die Mitte der Gesellschaft, denn diese Gleichzeitigkeit stellt ein Wesensmerkmal der österreichischen wie auch der europäischen Außenpolitik dar. ■

Stephan Grigat ist Mitherausgeber des Bandes „Der Iran - Analyse einer islamischen Diktatur und ihrer europäischen Förderer“, der im März 2008 im Studienverlag erschienen ist. Er ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien und gehört zur Gruppe Café Critique (www.cafecritique.priv.at).

turtage und alle anderen Veranstaltungen unserer Gesellschaft ein fester und bedeutender Bestandteil des Münchener Kulturlebens geworden sind. Das allein ist für mich wichtig.

DAVID: Simon Snopkowski sagte einmal, antisemitische Stereotypen beruhen meist auf Unwissenheit und Unkenntnis. Daher sei es von großer Bedeutung, Werte und Leistungen des Judentums in der nichtjüdischen Bevölkerung bekannt zu machen. Das wäre auch ein Vorhaben der „Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition“. Meinen Sie, daß man durch Kulturtage dem zunehmenden Rechtsextremismus entgegenwirken kann?

Snopkowski: Unverbesserlichen Neonazis kann man mit Kulturtagen wohl kaum wirkungsvoll entgegen, denn sie sind bekanntlich für kulturelle Argumente unempfindlich. Man kann aber sehr wohl weite Kreise der deutschen Bevölkerung, die nichts mit Neo-Nazis zu tun haben, durch Vermittlung von Wissen über das Judentum besser befähigen, Rechtsradikalen zu antworten und rechtsradikalem Denken entgegenzuwirken. Auf jeden Fall bewirkt Kennenlernen den Abbau alter Vorurteile und Stereotypen. Und wenn es uns gelingt, die Verständigung zwischen den Menschen guten Willens zu fördern, dann dürfen wir auch wieder an die Macht der Vernunft, der guten Taten und der Worte glauben. Und dann hat sich unsere Arbeit gelohnt.

DAVID: Die Kulturtage erfreuen sich sehr großen Interesses seitens des Münchener Publikums. Wie war die Resonanz bei jüdischen Zuschauern, und zwar nicht bei den Ehrengästen, sondern beim Durchschnittspublikum?

Snopkowski: Mit den jüdischen Zuschauern – in München leben annähernd zehntausend Juden, meist Zuwanderer aus Osteuropa – verhält es sich so wie mit der übrigen Gesellschaft. Es gibt Kulturinteressierte und Uninteressierte, aber auch solche, die in unserer Leistungsgesellschaft aus beruflichen Gründen keine Zeit mehr finden, an kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen.

DAVID: Die „Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition“ organisiert

auch während des Jahres, d.h. vor und nach den traditionellen Kulturtagen, verschiedene Veranstaltungen.

Snopkowski: Über die Kulturtage hinaus haben wir in den vergangenen Jahren eine Reihe von wichtigen Ausstellungen realisiert und präsentiert, darunter zahlreiche aus dem Museum der jüdischen Diaspora in Tel Aviv. Aber wir veranstalten auch einzelne Konzerte und Lesungen während des Jahres, mitunter in Kooperation mit anderen kulturellen Einrichtungen. Alle zwei Jahre verleihen wir den Simon-Snopkowski-Preis für herausragende Verdienste in Zusammenhang mit der Erforschung jüdischer Geschichte. So konnten wir durch die Auszeichnung zweier Schulen Jugendliche motivieren, sich weiterhin mit der gemeinsamen Geschichte zu beschäftigen.

DAVID: Welche Veranstaltungen haben Sie für 2008 geplant?

Snopkowski: Im März laden wir zu jüdischen Filmtagen in München ein. Gezeigt werden israelische, aber auch europäische Filme, die Einblicke in jüdische Lebenswelten vermitteln. Im Herbst stehen dann die Verleihung des Simon-Snopkowski-Preises und die 22. Jüdischen Kulturtage auf dem Programm. Das diesjährige Leitthema möchten wir noch nicht verraten. Man darf gespannt bleiben.

DAVID: Frau Snopkowski, wir danken Ihnen für dieses interessante Gespräch. ■

Claus Stephani ist freier Mitarbeiter des DAVID.

**salzkammergut
oö landesausstellung**

29.04. bis 02.11. 2008
In Gmunden und 13 weiteren Ausstellungsorten

LAANKIRCHEN GEMÜNDEN TRALANKIRCHEN ST. WOLFGANG BAD GOISERN HALLSTATT
OHLSDORF ALTMÜNSTER EBENSEE BAD ISCHL GÖSSAU OBERTRALN
STROBL ST. GILGEN

Unter dem prägnanten Titel „Salzkammergut“ wird in Gmunden und 13 weiteren Ausstellungsorten die facettenreiche Geschichte und Gegenwart der Region dargestellt: Ausgehend von Mythen und Märchen, die sich um die Region und das Salz ranken, bis hin zum Kaiser und seine Sommerwelt, die auch von Künstlern in gleichem Maß geschätzt wurde, bietet das gesamte Salzammergut einen aufregenden Dialog zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Landesausstellung 2008 wird diese Geschichten erzählen und die Besucher in ihren Bann ziehen.

www.landesausstellung.at

voestalpine
ENERGIE AG
Raiffeisen Bankengruppe
ORF
oö

schwistern, der Großmutter, die von allen Amama genannt wurde und den beiden Schwestern ihres Vaters, die Dorothee und Fridica hießen, in Jugoslawien auf. Vater Adlerico Gamliel war Kaufmann von Beruf und Honorarkonsul. Er handelte mit Waren aller Art, am häufigsten jedoch mit Rohseide und Rohkaffee. Mit seiner Arbeit und dem daraus resultierenden guten Verdienst konnte er seine große Familie sehr gut ernähren und den einigermaßen aufwendigen Lebensunterhalt bestreiten. Adlericos Vater, Jacques Gamliel, war schon früher, als sie noch in Thessaloniki lebten, wo er ein künstlerisches Fotoatelier betrieb, an Herzversagen verstorben. Aus Thessaloniki stammte Jacques Gattin Lea, er selbst kam aus Varna in Bulgarien. Nach Jacques Tod zog Lea mit ihren drei Kindern Adlerico, Dorothee und Fridica von Griechenland nach Oesterreich, wo sie sich in Wien niederließ. In Wien lernte Adlerico eine junge Dame, die ausgebildete Konzertpianistin war kennen. Sie hieß Elfriede Klein und war ebenso von ihm wie er von ihr angetan. Adlerico, der fescche jüdische Kaufmann, machte der jungen hübschen Pianistin lange den Hof, sie gestanden sich ihre gegenseitige Liebe und beschlossen zu heiraten. Davor konvertierte Elfriede vom katholischen zum jüdischen Glauben. Sie musste einiges Lernen in Kauf nehmen, um nach jüdischer Sitte im größten Tempel Wiens, dem jüdisch-türkischen in der Tempelgasse, getraut werden zu können. Die Gamliels hatten in der Liniengasse 40, im sechsten Bezirk, eine größere Wohnung angemietet. In diesem Hause kamen die Kinder Dorothea und Gaston auf die Welt. Die Zwillinge Yvonne und Albert kamen während eines Aufenthalts in Jugoslawien zur Welt. Daheim wurde Griechisch, Türkisch, Spanisch, Serbokroatisch, Französisch und natürlich auch Wienerisch gesprochen. Häufig wurden Feste gegeben und dabei viele Freunde und Bekannte empfangen und grosszügig bewirtet. Den Namen GAMLIEL (GAMALIEL) hatten mehrere Patriarchen aus dem Hause Hillel. Gamliel II., Tannaite (1.-2. Jahrhundert), war nach der Zerstörung Jerusalems der erste Patriarch (Nassi) und Vorsitzende des Synhedrions zu Jawne. Adlerico verabsäumte nicht, seiner geliebten Gattin einen prachtvollen schwarzen Konzertflügel zu kaufen und diesen in einem der vielen Zimmer aufzustellen. So musste Elfriede häufig auf Bitten von Gästen etwas auf dem Flügel zum Besten geben. Adlerico spekulierte nicht ungern an der Börse. Machte er Gewinne, was oft der Fall war, dann wurde fast übermäßig gelebt. Er überhäufte seine geliebte Gattin mit viel Schmuck und wertvollen Teppichen. Einmal, als wieder eine größere Gesellschaft zugegen war und zu fortgeschrittener Zeit Elfriede wieder und wieder gebeten wurde, doch etwas auf dem Klavier zu spielen, sie aber nicht besonders erpicht war, meinte sie, um dem andauernden Bitten Einhalt zu gebieten, dass sie nur auf einem weißen Flügel spielen könne. Natürlich sagte sie dies im Spaß, jedoch mit ernster Miene. Adlerico ließ am folgenden Tag, den schwarzen Flügel gegen einen weißen aus-

tauschen. Es ging ihnen ausgezeichnet, denn Adlerico war nicht nur stiller Teilhaber einer Wiener Klavierfabrik, sondern auch einer Versicherungsgesellschaft mit einem beträchtlichen Aktienpaket. Als sprachgewandter Kaufmann bevorzugte es Adlerico, sich mit der ganzen großen Familie stets da niederzulassen, wo sich auf längere Zeit gute Geschäfte machen ließen. Es war daher nicht ungewöhnlich, wenn sie für Monate Wien verließen, die Wohnung wohl behielten, ihre Zelte aber in Skopje, Belgrad oder in Thessaloniki aufschlugen. Die Kinder besuchten die Schulen stets dort, wo sie sich niederzulassen gedachten, wuchsen dadurch mehrsprachig auf.

Dann kam das Jahr 1938. Sie waren wieder in Wien ansässig, doch plötzlich für viele ihrer Freunde und Bekannten «die Juden» geworden. Vom Hofe des Hauses in der Liniengasse aus wurden sie mit antisemitischen Parolen bedacht und angepöbelt. Um den Mob ruhig zu halten, warf Elfriede so manches lieb gewonnene Schmuckstück hinter. Jetzt schien es Adlerico und Elfriede angebracht, sich mit allen Angehörigen raschest nach Jugoslawien abzusetzen. In Österreich nahmen Judenverfolgung und „Arisierung“ immer größere Ausmaße an, und mit der «Reichskristallnacht» war für Adlerico ihre Abreise endgültig beschlossen. Jugoslawien kannten sie durch ihre oftmaligen Aufenthalte ausgezeichnet. Das Land war ihnen schon zur zweiten Heimat geworden, schien ihnen auch die nötige Sicherheit vor Hitler und dessen unzähligen Schergen zu bieten. Es schien aber nur so, denn bald marschierten die Deutschen auch in Jugoslawien ein. Nun mussten sich die Gamliels selbst hier verstecken, was aber mit so vielen Familienangehörigen mehr als schwierig war. Eine Zeitlang gelang es ihnen, dann jedoch überschlugen sich die Ereignisse. Gaston, Dorotheas jüngerer Bruder, trank verseuchtes Wasser und erkrankte an Typhus. Sich verborgen zu halten und für den schwer erkrankten Sohn ärztliche Hilfe zu bekommen wurde immer schwieriger und zuletzt unmöglich. Da die Deutschen immer näher kamen, mussten die Gamliels immer öfter ihr Versteck wechseln. Gaston, der hochintelligente Sohn, der ausgezeichnet malen konnte und sich auch in der Poetik verstand, dessen stechend scharfer Blick eine große Ähnlichkeit mit jenem von Franz Kafka hatte, starb im Alter von nur achtzehn Jahren. Gastons Tod war ausschlaggebend für den Zusammenbruch seiner Eltern, besonders für den seiner Mutter. Sein Tod sollte auch das Todesurteil für einen Grossteil der weiteren Familienangehörigen werden. Die Eltern wollten und konnten nicht mehr gegen ihre Verfolger ankämpfen und andauernd flüchten. So wurden - bis auf Dorothee, Adlericos Schwester, die sich mit ihrer kleinen Tochter Editha nach Israel durchschlagen konnte, und Dorothea, die Tochter Adlericos und Elfriedes - alle, von der greisen Amama Lea angefangen, bis hin zum zweijährigen Mischa, dem Sohn Fridicas, der jün-

völlig mittellos waren, wurden sie von englischen und amerikanischen Hilfsorganisationen, die amerikanische hieß Joint, unterstützt. Hans befand sich im fünften, Erika im dritten Lebensjahr. Das Hotel, in welchem sie nun für einige Monate eine Bleibe haben sollten, befand sich nicht unweit vom Grazer Opernhaus. Einige der Mitbewohner waren Künstler, die am Opernhaus beschäftigt waren. Die berühmtesten Namen waren Cebotari und Diessel, aber auch Gaster und Tichov. Die Tichovs waren Bulgaren, und Mimi Tichovs Tochter, gleich alt wie Hans, war dessen Spielgefährtin. Vater Tichov war Opernsänger. Ab und zu war Hans in dessen Zimmer zugegen, wenn Herr Tichov gerade damit beschäftigt war, die Tonleiter hinauf und hinunter zu singen. Ein anderes Paar, die Gasters, waren beide Operettensänger. Auch sie waren am Opernhaus engagiert gewesen. Mit ihnen ging Dorothea eine engere Freundschaft ein. Sie sprachen viel über Gesang und Musik, war doch Dorothea vor Kriegsausbruch bei dem bekannten Wiener Opernsänger Hans Duhan in Gesangsausbildung gewesen. Die Namen Cebotari und Diessel waren zu dieser Zeit vielen Menschen ein Begriff. Die beiden waren miteinander verheiratet und ein reizendes Ehepaar. Die Cebotari, eine begnadete, weltweit bekannte Opernsängerin, äußerst attraktiv aussehend, stammte aus Bessarabien (Rumänien), Herr Diessel war Deutscher, sah ebenfalls blendend gut aus und war Filmschauspieler von Beruf. Damals im Hotel Schimmel war das Ehepaar noch kinderlos gewesen. Begegnete man einander in der Hotelhalle oder auf dem Korridor, war besonders Herr Diessel von Erika sehr angetan. Er unterließ es dann nie, die kleine Blondgelockte in seine Arme zu nehmen, hoch zu heben und zu lieblosen. Ein paar Jahre später war dem Ehepaar das Glück beschieden. Sie waren Eltern von zwei Knaben geworden. Leider wurden die Buben noch im Kindesalter zu Vollwaisen. Kurz hintereinander verstarben beide Elternteile viel zu jung und zu früh. Diese erschütternde Begebenheit hatte noch ein trauriges Nachspiel. Nach dem Tod des Künstlerehepaares wollte deren langjährige Haushälterin in England für die beiden Kinder und deren Erziehung sorgen und sie auch adoptieren. Die örtlichen Behörden entschieden jedoch gegen das Ansinnen der Haushälterin. Die Waisenknaben wurden ihrer Obhut entzogen. Dies wiederum nahm sich die Frau dermaßen zu Herzen, dass sie sich das Leben nahm. Noch in Graz erhielt Dorothea öfters Freikarten zu Operettenaufführungen in welchen die Gasters mitwirkten. Oft nahm sie Hans als Begleitung mit sich. Hans verstand damals, auch wenn seine Mutter ihm dies und jenes zu erklären versuchte, überhaupt nichts davon. Von den herrlichen Melodien blieb in ihm jedoch sehr viel haften. Durch die häufige Mitnahme des Knaben übertrug Dorothea ihre grenzenlose Liebe zu guter Musik auf Hans. Erika, die zum Mitnehmen noch zu klein war, wurde bei Tichovs im Hotel zurückgelassen. Hans wurde nicht nur zu Operettenaufführungen, sondern auch auf so genannte

Hamstertouren mitgenommen. Gehamstert wurde zu Abendzeiten. Hamstern bedeutete damals, sich im Tauschhandel oder gegen harte US-Dollars, so man welche besaß, bei Bauern auf dem Lande Nahrungsmittel zu beschaffen. Diese Art Handel war verboten, kümmerte aber kaum jemanden. Vermutlich wurde der Knabe nur zwecks Tarnung mitgenommen. Immer noch in Graz, der zweitgrößten Stadt Österreichs, lernte Dorothea einen gleichaltrigen Mann kennen. Er, so jung und rotblond wie sie, war eben erst aus der Sowjetunion, vom „Kampf“ und aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Beide achtundzwanzigjährig, meinten sie, gemeinsam ihr neues Leben in Angriff nehmen zu wollen und zu können. Sie träumten und glaubten an das zukünftige Glück und heirateten. Doch schon ein halbes Jahr nachdem sie den Bund fürs Leben eingegangen waren, ging ihre Ehe in Brüche. Dass das Scheitern dieser Ehe seine Mutter arg bedrückte und sie deshalb sehr viel weinte, blieb Hans lange in Erinnerung. Blickte Hans in späteren Zeiten darauf zurück, so meinte er, dass der fesche Grazer nicht der rechte Lebenspartner für seine Mutter gewesen war. Zwischen den Ehepartnern hatte ein zu großer geistiger Unterschied bestanden. Etwas Positives hatte die Trennung, denn Dorothea machte sich nun umgehend daran, mit den Kindern auf dem allerschnellsten Weg nach Wien zu reisen.

Während der ganzen Zeit, in der sie sich nun wieder in Österreich aufhielten, erfasste Dorothea jede Möglichkeit, um an Nachricht über ihre verschleppten Angehörigen zu gelangen. Bislang jedoch war alle Mühe vergeblich. Endlich waren sie, unzählige Hindernisse umgehend und überwindend, in Wien angekommen. Die ersten Tage fanden sie bei einigen Bekannten Dorotheas oder ihrer Eltern Unterkunft, was auf Dauer keine Lösung war. Selbst bei Dorotheas Tante Andrea, deren Mann in Moabit umgebracht worden war, konnten sie nur kurze Zeit bleiben. Tante Andrea hatte nämlich, noch während des Krieges, ein Mädchen als Ziehtochter bei sich aufgenommen und, obschon es sich um einen Teil der großen, vor dem Krieg gemieteten Wohnung von Dorotheas Eltern handelte, war diese für sie alle, um darin wohnen zu können zu klein, denn im übrigen Teil der Wohnung waren, nachdem die Gamlis geflüchtet waren, sofort „arische“ Mieter eingezogen. Mittlerweile hatte Dorothea von der wieder existierenden Israelitischen Kultusgemeinde vernommen und war dort umgehend vorstellig geworden. Es hieß, dass man Juden dort helfen würde und über vermisste Angehörige gezielte Nachforschungen anstellen könne. Also fragte sie dort an, und einige Zeit danach wurde ihr die schreckliche Mitteilung gemacht, dass nur ihre Tante Dorothee noch von Jugoslawien mit ihrer Tochter Editha nach Israel flüchten konnte. Alle weiteren Familienangehörigen waren vergast worden. Das war der fürchterlichste Tiefschlag im noch so jungen, mit so viel schlimmen Ereignissen gespickten Leben Dorotheas. Gegenüber ihren innigst geliebten Kindern verstand

Heim eingelebt hatten, wählte Hans die Tempelruine als bevorzugten Aufenthalt. Dabei war ihm mit seinen sechs Jahren keineswegs bewusst, wie lebensgefährlich das Spielen in und auf der „Reichskristallnacht-Ruine“ für ihn war. Er erzählte seiner Mutter nicht, wie magisch ihn die schummrigen Abteile der Ruine anzogen. Über die eingestürzten Balken und Schuttberge, aus welchen noch zerfetzte Gebetbücher und Gebettücher hervor sahen, ließ es sich so toll herumklettern. Hin und wieder huschten Ratten umher, die Hans aber keineswegs störten. Er konnte sogar noch zerborstene, arg verkohlte Sitzbänke erkennen, die aus dem Schutt heraus ragten. Hätte seine Mutter von dem Treiben gewusst, sie hätte es ihm augenblicklich und ein für alle Mal untersagt. Manchmal wurde Hans von Passanten beim Umherklettern auf der Ruine beobachtet, auch einmal von einem angesprochen und gebeten, eine junge Taube aus einem Nest herunter zu holen. Hans, dem nie in den Sinn gekommen wäre, dass der sicher hungrige Bittsteller diese Taube daheim verspeisen würde, kam der Aufforderung gerne nach. Dorothea erinnerte sich daran, dass ihr Vater Adlerico Teilhaber einer Wiener Klavierfabrik gewesen war. So machte sie sich gewisse Hoffnungen und brach eines Tages, mit Hans an der Hand, zu dieser Fabrik auf. Dort angekommen gelang es ihr mit einem der jetzigen Geschäftsführer ins Gespräch zu kommen und ihre Geschichte vorzubringen. Dessen Antwort, im Wiener Dialekt ausgesprochen: „Hab'ns was in da Hand?“ fiel für Dorothea mehr als niederschmetternd aus. Hans und Erika wuchsen ohne leiblichen Vater auf. Dieser Umstand schien ihnen gegenüber anderen Kindern, die beide Elternteile hatten, keineswegs als Nachteil. Ihre Mutter Dorothea verstand es perfekt, mittels ihrer übergroßen Liebe, die sie gleichermaßen an beide Kinder verteilte, den Gedanken an ein Vater-Manko niemals aufkommen zu lassen.

Um in das Heim zu gelangen, musste man in den mit Pflastersteinen ausgelegten Hof eintreten. In der Anfangszeit war der Hof von der Gasse aus frei zugänglich gewesen. Das rechte hintere Hofeck war einige Quadratmeter von einem Holzdach überdeckt und wurde von Herrn Breier, dem Tischler, als Abstellplatz für einen Holzkarren und Holzbretter benutzt. Dann, eines Tages, wurde der Hof mit einem mehr als mannshohen Bretterzaun und ebensolchem Tor von der Gassenseite her verbaut und das Tor musste abends abgeschlossen werden. Zum Flur im Erdgeschoss führten drei, vier Stufen hoch, die an einem hohen zweiflügeligen, massiven Holztor endeten. Trat man durch dieses, befand sich unmittelbar zur linken Hand die leer stehende Hausbesorgerwohnung. Diese war zwar klein, aber mit einer Kaltwasserleitung, einer kleinen Küche, einem Kohlenofen und Innenklosett ausgestattet, was im Heim absoluter Luxus war. Von da ging es entweder nach oben oder hinab in den Keller. Wenige Stufen nach unten führten zum finsternen erdfeuchten Keller und dessen vielen zu beiden Seiten befindlichen

Abteilen. Seiner Feuchtigkeit und ungenügender Beleuchtung wegen blieb er von den Heimbewohnern unbenutzt - was hätten sie in ihm deponieren sollen? Viele Stufen führten in einem Halbkreis zum ersten, zweiten und dritten Stock hoch. Ein gusseisernes, mit vielen Verschnörkelungen versehenes Geländer, obenauf mit Holzhalterung abgeschlossen, bot Halt, Stütze und zugleich Schutz. Auf dem Holzabschluss waren in regelmäßigen Abständen Holzknoppen eingearbeitet. Vermutlich dienten sie nicht nur der Verschönerung, sondern auch dazu, das bei Knaben so beliebte, aber äußerst gefährliche Hinunterrutschen zu unterbinden. Da altersbedingt schon mehrere dieser Knoppen herausgefallen oder abgebrochen waren, ließen sich Teilstrecken dennoch hinabrutschen. Sowie Hans sich unbeobachtet wusste benutze er jede Gelegenheit, um hinunter zu rutschen. Jedes Stockwerk hatte in der Gangmitte eine Bassena. Das ist ein gusseisernes Wasserbecken, an dessen Oberteil ein Wasserhahn herausragt. Nur von da, und aus einer kleinen Gemeinschaftsküche, von der es ebenfalls in jedem Stockwerk eine gab, war es den Heiminsassen möglich, kaltes Wasser zu beziehen. Von allen drei Stockwerken gelangte man sowohl links wie auch rechts, durch breite und hohe, immer offen stehende Flügeltüren zu den Zimmern der Bewohner. Diese großen Flügeltüren waren einstmals die Eingangstüren zu Feudalwohnungen gewesen, so lange, bis dieses Haus zu einem Obdachlosenheim für überlebende Juden umfunktioniert werden musste. Vor dem Krieg waren es Wohnungen für jeweils eine Familie gewesen, hernach mussten in jedem vorhandenen Zimmer so viele Menschen wie möglich untergebracht werden. Aufgrund des großen nach Kriegsende einsetzenden Ansturmes auf zu wenig vorhandenen Wohnraum konnte die Heimleitung anfangs auf vieles keinerlei Rücksicht nehmen. Vielleicht aber war sie auch überfordert. So wurden fremde Menschen in Zimmern, wohl geschlechtlich getrennt, zusammen untergebracht, die miteinander weder verwandt noch bekannt waren und häufig auch noch aus verschiedenen Ländern stammten. Alle aber waren Juden. Jene, die nicht aus Österreich stammten, konnten das Heim oftmals schon nach kurzem Aufenthalt wieder verlassen. Daher gab es im Heim immer Bewegung, denn Neuankömmlingen wurden sofort die frei gewordenen Plätze zugewiesen. Gleich hinter den großen Gangtüren befand sich jeweils eine Klosettanlage, zwei pro Stockwerk. Während die Zimmertüren zu den Heiminsassen geschlossen waren, stand die Türe zur Gemeinschaftsküche stets offen. Die Küchen befanden sich übereinander, und jede hatte ein kleines, zum Innenhof mündendes Fenster. Schien draußen die Sonne noch so hell, blieb es in der Küche düster. Da konnte die schwach von der Decke herab leuchtende Glühbirne kaum Abhilfe schaffen. Zum Kochen standen in jeder Küche zwei uralte Gasherde mit jeweils fünf Flammen zur Verfügung. An einer Wandseite war ein längliches, aus Blech gefertigtes Becken angebracht, welches multifunk-

Frau Ella und Frau Olga angesprochen zu werden die riesige Wohnung. Alle drei Damen waren von kleiner, rundlicher Statur. Die beiden älteren trugen Brillen, wobei Frau Olga, die Älteste, fast blind war. Musste oder durfte man ihre Wohnung betreten, wurde man ausschließlich im lang gezogenen, dunklen Vorraum empfangen. Die herabhängende schwache Lampe vermochte den Raum kaum zu erhellen. Nur schemenhaft ließen sich die im Vorraum befindlichen schweren Möbel ausmachen. Man durfte sein Anliegen vorbringen oder wurde von Frau Citron belehrt oder ermahnt. Nur einmal begleitete Hans seine Mutter. Er erinnerte sich aber, dass ihm bei derlei Zeremonie der intensive, abgestandene, schwere Duft von Obst, welches auf die umherstehenden Kästen gelegt worden war, in die Nase stieg. Solche Besprechungen wurden in den Zimmern der Heimbewohner oder im anfänglich vorhandenen Gemeinschaftsraum, der kaum benutzt wurde, abgehalten. Es war sicherlich nicht einfach, so vielen Menschen wie auch Mentalitäten, zudem lauter Juden, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie gar unter einen Hut zu bringen. Die anfangs unsensible Zusammenlegung führte regelmäßig zu Auseinandersetzungen, die manchmal sogar handgreiflich ausgetragen wurden. Sonderbar, dass in solchen Situationen keinem der Beteiligten bewusst war, was sie alles, von Demütigungen bis hin zum Schrecklichsten, in den vergangenen Jahren ohne Murren und Mucksen hatten erdulden und erleiden müssen. Dorothea wurde stets dann bei Frau Citron vorstellig, wenn sie in Erfahrung bringen konnte, dass jemand, der ein größeres Zimmer bewohnte, ausziehen gedachte. Mit dem stichhaltigen Argument, dass sie nun die Familie seien, die am längsten im Heim wohnte, gelang es ihr jeweils, das ins Auge gefasste Zimmer zugesprochen zu bekommen. Das Waschen musste mit kaltem Wasser vollzogen werden - im ganzen Haus war nur Kaltwasser vorhanden. Hatte man das Bedürfnis, das ganz normale Bedürfnis, sich waschen zu wollen, gab es drei Möglichkeiten. Man konnte dies auf dem Stiegengang an der Bassena erledigen oder in der Gemeinschaftsküche im Blechbecken, auch dann, wenn gerade jemand mit Kochen beschäftigt war. Die dritte Variante war, es in seinem Zimmer zu tun, so man ein Behältnis sich darin waschen zu können, besaß. Was man auch wählte, im seltensten Fall war man sicher, ungestört und alleine sein zu können. Verständlich, dass auch da immer wieder Unstimmigkeiten vorprogrammiert waren, die zu schlichten Frau Citron aufgerufen wurde. Anhand eines von ihr erstellten Planes, der sowohl die Reinigungs- als auch die Kochzeiten regelte, sollte Ruhe und Ordnung hergestellt werden. Aber kaum einer wollte sich, endlich wieder in Freiheit und Frieden, noch vorschreiben lassen, was man wann zu tun und wann zu unterlassen hätte. So hielt der aufgestellte Plan nie länger als zwei Wochen stand. Anfangs gab es in der Küche keinerlei Probleme, hatte doch kaum einer der Heimbewohner Geschirr

oder Nahrungsmittel zum Kochen. Daher wurde sie zu der Zeit hauptsächlich als Waschraum benutzt. Um die mittellosen Heimbewohner zu verköstigen, richtete die Israelitische Kultusgemeinde in der Leopoldsgasse, im zweiten Bezirk, eine Ausspeisung ein. Das war eine Art Restaurant in welchem auch arme Juden, die nicht im Heim wohnten, drei Mahlzeiten pro Tag gratis oder gegen einen geringen Beitrag einnehmen konnten. Um Gratismahlzeiten zu erhalten, kam es darauf an, in welche Bedürftigkeitskategorie man eingestuft war. Fast täglich gab es Gersten- oder Hafersuppe, eingemachtes oder ausgelaugtes Fleisch mit Beilage, sowie einen kleinen Nachtmisch. Anfangs waren viele froh darüber, bald aber nutzten nur noch wenige Heimbewohner das Angebot, weil ihnen der Weg von der Tempelgasse zur Ausspeisung zu weit oder zu mühsam war. Hans und Erika aber waren dort häufig anzutreffen. Heimbewohner, die sich einen Tauchsieder oder gar einen kleinen elektrischen Kocher besorgen konnten (beides war von der Heimleitung strengstens untersagt), besaßen ein kostbares Gut, verschwiegen dies aber aus gutem Grunde. Mit solchem Gerät war es möglich, warme Getränke oder Speisen zuzubereiten und dem mit der Zeit doch vermehrten Gedränge in der Küche auszuweichen. Die nicht genehmigten Geräte sorgten häufig dafür, dass ein ganzes Stockwerk in Dunkelheit gestürzt wurde. Trat dies ein, ertönte augenblicklich aus allen betroffenen Zimmern, auch aus jenem des Verursachers, lautes Geflüche. Nach und nach trat einer nach dem anderen auf den Gang hinaus und die verschiedensten Vermutungen über die Ursache des Stromausfalles und auch über deren Behebung wurden angestellt. Auch am Gang war es dunkel, bis sich endlich jemand mit einer Kerze in der Hand dazugesellte, der auch handwerklich begabt zu sein schien und den Sicherungskasten und dort nach einer durchgebrannten Sicherung zu suchen begann. Hatte er sie endlich geortet, wollte er sie, da keine Ersatzsicherungen vorhanden waren, flicken. Dazu, so sagte er, benötige er ein Stück Stanniolpapier. Sofort gingen alle in ihre Zimmer zurück um nach Schokolade zu suchen, die in silbriges Papier verpackt war. Sowie jemand dieses herbeigeschafft hatte, hantierte der Begabte mit dem Papier und an der Sicherung herum, schraubte sie sodann vorsichtig hinein und alle staunten, denn das Licht ging tatsächlich wieder an.

Für die oberflächliche Reinhaltung des Heimes, also für die Stiegen, Gänge, Gemeinschaftsküchen und Toiletten war ein älteres Ehepaar, Johann und Johanna, zuständig. Bald wurden diese von einer aus Israel zurückkehrenden Familie Sehr abgelöst. Die Sehr mit ihrer kleinen, rothaarigen Tochter Hanni, wurden im Heim aufgenommen, bewarben sich um die Anstellung als Hausbesorger, bekamen die Stelle und durften deshalb die im Parterre gelegene Hausbesorgerwohnung beziehen.

Immer noch mussten Dorothea und ihre Kinder, woll-

wohin er 1984 nach Grub im Kanton Appenzell Ausserrhoden zu seiner Frau übersiedelt ist und noch heute dort lebt. Im Gedenken an seine leid-geprüfte Mutter und seinen ermordeten Vorfahren schrieb Hans Gamliel in den letzten zehn Jahren seine Familiengeschichte und Kindheitserinnerungen auf. Dabei erzählt er die Geschichte in der dritten Person. Ein Jahr seiner Kindheit 1948/49 verbrachte er auf Vermittlung der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde bei einer jüdischen Familie in der Stadt Basel. ■

Die Fortsetzung der Erinnerungen von Hans Gamliel folgt in der nächsten Ausgabe.

Spula
T E X T I L
H A N D E L S G . M . B . H .

Spula Textil HandelsGmbH
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1
A-2203 Grossebersdorf
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen
des DAVID einen
schönen Sommer!

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

oiiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

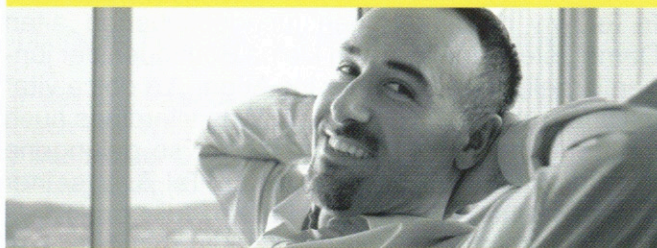
wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID einen schönen Sommer

**DÄNEN SIND DIE
GLÜCKLICHSTEN
MENSCHEN EUROPAS. NOCH
ZUFRIEDENER
SIND NUR NOCH DIE
RZB-KUNDEN.**

96 % der RZB-Kunden sind mit ihrer Bank zufrieden (Kundenzufriedenheitsanalyse 2007, Schwabe, Ley & Greiner)

Information: Hr. Joseph Eberle, +43-1-717 07-1487,
e-mail: joseph.eberle@rzb.at, www.rzb.at

RZB
MEINE BUSINESS-BANK.



HACKETT
LONDON

WEILL
PARIS



Brühl & Söhne
EXKLUSIVE MODEHÄUSER
Schmiedgasse 12, 8010 Graz

Brühl
EXKLUSIVE DAMEN- U. HERRENMODE
Wallnerstraße 3, 1010 Wien
Ecke Kohlmarkt

Trachten Schlössl
Hauptplatz 3, 8010 Graz

House of Gentlemen
Kohlmarkt 11, 1010 Wien
Ecke Michaelerplatz

www.bruehl.at

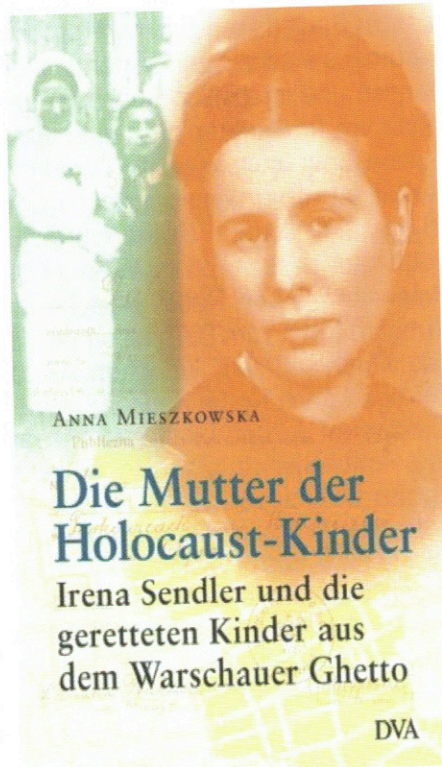
Die Mutter der Holocaust-Kinder

Das Buch behandelt die Geschichte der jüngst in Polen verstorbenen Irena Sendler, der es mit einigen Helfern gelang, in der Zeit der deutschen Besatzung Warschaus 2.500 jüdische Kinder aus dem Warschauer Ghetto zu schmuggeln und dadurch vor dem sicheren Tod zu bewahren. Mit gefälschten Papieren gab Sendler ihren Schützlingen eine andere Identität und besorgte ihnen ein

neues Zuhause bei Pflegefamilien, in Waisenhäusern und Klöstern. Der schwierigste Teil ihrer Arbeit war, Eltern davon zu überzeugen, sich von ihren Kindern zu trennen. Als sie im Oktober 1943 von der Gestapo verhaftet wurde, gab sie auch unter Folter die Namen der Kinder nicht preis. Sie konnte fliehen und überlebte die schlimme Zeit mit knapper Not. Die genauen Daten der Kinder versteckte sie, um deren spätere Zusammenführung mit den Angehörigen nach dem Krieg zu erleichtern.

Im Gegensatz zum deutschen Unternehmer Oskar Schindler, welcher durch den Mitte der 90er Jahre erschienen Film „Schindlers Liste“ von Steven Spielberg einem breiten Publikum bekannt wurde, wurde die menschliche Leistung der jungen Krankenschwester Irena Sendler lange Zeit kaum gewürdigt. Erst nach der Wende 1989 wurde sie in Polen zu einer anerkannten und viel gerühmten Persönlichkeit. 1965 wurde die Retterin der Warschauer-Ghetto-Kinder als „Gerechte unter den Völkern“ mit dem höchsten Ehrentitel des Staates Israel ausgezeichnet und im Jahre 2003 erhielt sie den Jan-Karski-Preis.

Auf Grundlage persönlicher Aufzeichnungen und Erinnerungen hat die polnische Journalistin Anna Mieszkowska jetzt erstmals die außergewöhnliche und bewegende Geschichte Irena Sendlers detailliert niedergeschrieben. Am meisten überzeugt das Buch, wenn sich die Autorin zurückzieht und ihre Protagonistin selbst ausgiebig zu Wort kommen lässt, neben einigen von ihr geretteten Menschen. Deren Briefe und ein von amerikanischen Schülerinnen geschriebenes Theaterstück über das Wirken Irena Sendlers ergänzen die Erzählung. Entstanden ist ein bewegendes Buch, das demonstriert, wie wirksam Menschen eingreifen können, die sensibel



Anna Mieszkowska, Die Mutter der Holocaust-Kinder. Irena Sendler und die geretteten Kinder aus dem Warschauer Ghetto. Aus dem Polnischen von Ursula Usakowska-Wolff und Manfred Wolff.

München: Deutsche Verlags-Anstalt 2006
319 Seiten, Euro 22,90.-
ISBN 3-421-05912-8

Über Oskar Schindler, der 1.100 Juden vor dem Holocaust rettete, wurde ein Film gedreht, der den Begriff „Schindlers Liste“ weltberühmt machte. Aber wer kennt „Sendlers Liste“? Das Buch der polnischen Autorin Anna Mieszkowska „Die Mutter der Holocaust-Kinder“ in der Übersetzung von Ursula Usakowska-Wolff und Manfred Wolff, erzählt die bisher weitgehend unbekannt Geschichte der Irena Sendler, einer jungen Frau in Warschau während des Zweiten Weltkriegs, die 2.500 Kinder aus dem Warschauer Ghetto rettete und dafür von den Nazis verfolgt und zum Tod verurteilt wurde. In der Gestapo-Haft wurde sie im Herbst 1943 gefoltert, aber sie gab keinen Namen preis, auch nicht, um ihr Leben zu retten. Durch Bestechung eines Gestapo-Beamten kam sie frei und lebte bis zum Ende des Kriegs in verschiedenen Verstecken, da sie von den Deutschen gesucht wurde.

Die am 15. Februar 1910 in Warschau geborene Irena Sendler war Zeit ihres Lebens eine sozial engagierte Frau. Angesichts des Elends der Kinder im Warschauer Ghetto begann sie, diese Kinder auf zum Teil abenteuerlichen Wegen - in Säcken und Kartons - aus dem Ghetto auf die „arische Seite“ zu schleusen, um sie vor dem sicheren Tod im Vernichtungslager Treblinka zu retten. Die Kinder erhielten eine neue Identität und wurden in polnischen Familien, Waisenhäusern oder Klöstern untergebracht. Ihre Namen versteckte sie in einem Einmachglas unter einem Apfelbaum im Garten: Sendlers Liste, so dass sie sich nach dem Krieg wieder ihrer wahren Identität vergewissern konnten.

Die Geschichte der Irena Sendler ist ein wunderbares Beispiel dafür, wie viel ein Mensch mit Zivilcourage gegen das Elend und die Ungerechtigkeit dieser Welt ausrichten vermag. „Die Rettung der jüdischen Kinder war meine Pflicht und keine Heldentat. Mein Vater brachte mir nämlich bei, dass man den Schwachen und Gefährdeten helfen muss. Wenn sich damals deutsche Kinder in einer solchen Situation befänden wie die jüdischen Kinder, hätte ich ihnen auch geholfen“, sagte sie.

Seit Anfang dieses Jahres trägt das Pädagogische Förderzentrum in Hohenroth (ein Stadtteil von Bad Neustadt an der Saale in Oberfranken in Bayern) den Namen Irena-Sendler-Schule.

Ursula Usakowska-Wolff

Die
Politische Akademie der ÖVP
wünscht allen jüdischen
Mitbürgern vor allem aber den
Leserinnen und Lesern
der Zeitschrift DAVID
einen erholsamen Urlaub!

Wien hat das Mehr.

Und das beste Angebot ums Eck

Frisch & gesund vom Markt.

Beste Qualität gibt's gleich ums Eck auf dem Markt. Obst, Gemüse, frische Kräuter – und gratis dazu: der Geheimtipp vom Standler oder von der Standlerin. Alle Märkte und ihre Angebote finde ich im Internet. www.wien.at/ma59

ALSO, ICH NEHM' DA IMMER...
wisper wisper



Marktstand anrufen!

Schwammerl anschauen lassen, ob sie für den Verzehr geeignet sind. Tel. 01/40 00-59210, www.wien.at/ma59/pilze/m59pilz.htm



**Rezepte auf
www.wien.at**

Gäste zum Abendessen: Die Rezepte finde ich im Internet. Auch für LebensmittelallergikerInnen. Und passend zur Jahreszeit: das Gemüse des Monats. www.wien.at/lebensmittel/ernaehrung/index.html

Stadträtin Sandra Frauenberger
**In Wien wird
Einkauf zum Erlebnis**

Das ist Lebensqualität: der Markt mit frischen, regionalen Produkten ums Eck. Ein lebendiges Grätzl mit Handwerk und einer pulsierenden Lokalszene.

P.b.b Verlagspostamt A-2490 Ebenfurth,
DVR 0573205, ZI.Nr. 02Z031506M

smart = it
computerservice

Tel: 01/9907603

smart:it OG
Ungargasse 30
1030 Wien

DRAFTFCB · KOBZA

AM LIEBSTEN

ORF



366 TAGE
UMFASSENDE INFORMATION

FÜR SIE DIE ZEIT IM BILD: Danielle Spera



Julius Schoeps/Anna-Dorothea Ludewig, „Eine Debatte ohne Ende? Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum“, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, ISBN 978-3-86650-641-1, Euro 16,80 (ab 1.1.2008 19,80 Euro)

Allein der Nicht-Veranstaltungsort der Buchvorstellung „Eine Debatte ohne Ende? Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum“ belegte bereits die Brisanz des 327seitigen Bandes. Die Berliner Nationalgalerie schlug den Autoren Julius Schoeps und Anna-Dorothea Ludewig den Wunsch aus, ihr Buch in deren Räumen vorstellen zu dürfen. Der Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam, Julius H. Schoeps, plädiert für eine Versachlichung der Diskussion über Raubkunst. Das Ziel sei, den Diskurs über das Thema sachlicher und konstruktiver zu führen, weniger polemisch und emotional sowie fernab von Schlagwörtern wie „Museumsplünderung“ und „Beutezug“. Hier liege noch vieles im Argen. Wenn das eher stille Thema ins internationale Licht der Öffentlichkeit gerückt werde, beweise das, wie nötig es sei, „mehr als sechs Jahrzehnte nach Kriegsende durch die Kinder- und Enkelgeneration ein Thema aufzuarbeiten, das eigentlich in den 1950er-Jahren hätte diskutiert werden müssen.“ Der vorliegende Sammelband wird ob seiner breit gefächerten Betrachtungsweise der durchaus kontroversen Diskussion neuen Gesprächs- wie Sprengstoff liefern. Neben einer Armada von Kunstanwälten und -wissenschaftlern hatten Vertreter von Museen und Provenienz-Forscher, deren Bedeutung auf dem diskutierten Terrain zunimmt, an der Tagung teilgenommen, auf deren Beiträgen das Buch aus dem Verlag für Berlin-Brandenburg fußt.

Wie schwer vor Ort Provenienzforschung sei, verdeutlicht Martin Roth, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Die Zukunft koste Geld, für Provenienzforschung oder für Entschädigungen. Denn nicht alle Kunstwerke müssten zwangsläufig aus den Schauräumen verschwinden. Den Weg zu fairen und gerechten Lösungen habe die Washingtoner Erklärung, in der sich 44 Staaten dazu verpflichtet haben, den Rückübertragungen nachzukommen und Ansprüche nicht verjähren zu lassen, aufgezeigt. Eine gütliche Einigung mit Erben spare enorme Anwaltskosten. Während Roth einen „Feuerwehffonds“ für Museen ins Gespräch bringt, spricht Schoeps sich für einen „Rückkauffonds“ aus, mit dessen Hilfe Museen die von Erben der einstigen Eigentümer geforderten Kunstwerke in ihrem Bestand halten können. „Denkbar sind beispielsweise zinslose Darlehen von privaten Kunstmäzenen oder Stiftern, das gab es in der deutschen Geschichte schon.“

Martin Roth hält es für einen großen Fehler, dass nicht EU-weit recherchiert werde. „Die Verschleppung der Kunst durch die Nationalsozialisten kannte keine Grenzen, weshalb aber die Suche nach ihr?“ Ein Dilemma ist, dass sich die Museen mangels finanzieller Mittel für entsprechende Fachkräfte um Herkunftsforschung herumgeln. Mit 1-Euro-Jobbern oder ABM-Kräften

sei Provenienz-Forschung auf wissenschaftlichem Niveau nicht möglich. Auch Monika Tatzkow, Autorin des weltweit ersten Handbuchs der Kunstrestitution, verlangt von den Museen, „aus ihrer Bunkermentalität herauszutreten.“

Der Repräsentant der Jewish Claims Conference in Deutschland, Georg Heuberger, fordert mehr Unterstützung von den Museen bei der Aufklärung des Verbleibs von NS-Raubkunst und vermisst das nötige Engagement, die Herkunft ihrer Werke gründlich zu prüfen. „Eine flüchtige Durchsicht der Inventare auf eventuelle Zuweisungen der Gestapo reicht nicht aus“, ist sich Heuberger mit Ute Haug, einer anderen Autorin des Bandes, einig. „Verständlich ist, dass es in Museen personelle und finanzielle Engpässe gibt, aber gerade deshalb sollten sie qualifizierten externen Forschern den Zugang zu ihren Akten und Archiven nicht verbauen.“ Er rät dazu, sich im Ausland umzuschauen und von positiven Beispielen in Österreich, den USA und Großbritannien zu lernen. Georg Heuberger stellt aber auch klar, dass „das Gros der Restitutionsfälle keine bekannten Kunstwerke sind, die auf internationalen Auktionen Millionen Euro einbringen. Wir reden im Großteil der Fälle von Büchern, Grafiken, Autographen, die für die Erben einen in erster Linie emotionalen Wert besitzen.“ Gleichzeitig plädiert er dafür, die Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 in ihrer Gesamtheit zu betrachten, „ohne juristisch nach dem Grad der fortschreitenden Entrechtung“ zu differieren.

Nach Angaben des Münchner Kunstrechtlers Hannes Hartung sehen sich die EU-Staaten über 600 laufenden Verfahren ausgesetzt. Hartung verdankt der sehr schnell publizierte Konferenzband eine differenzierte rechtliche Wertung und Betrachtung sowie eine im Anhang angefügte informative Übersicht der Restitutionspraxis in Europa. Auch wenn es bislang keine verbindlichen Regelungen gebe, müsste gerade Deutschland angesichts der historischen Verantwortung eine Vorreiterrolle einnehmen.

Die Historikerin Esther Tisa Francini rät zu einer neuen Betrachtungsweise, die auch all jene Stücke betrifft, die z. B. von der Schweiz aus zum Lebensunterhalt des Besitzers stückweise veräußert wurden. Schwer zu beantworten sei nach über 70 Jahren, wie bedroht Verfolgte des NS-Regimes auch im Ausland waren und welche Rolle den Steuerbehörden zukam. So fordert Tisa Francini, von theoretischen politischen Diskussionen wegzukommen und zu den Quellen zurückzukehren. Dazu entwickelte sie fünf Fragekomplexe zur wissenschaftlichen Beurteilung von Restitutionsansprüchen.

„Eine Debatte ohne Ende?“ bietet zu einem auch für Studenten und Privatinteressenten moderaten Preis ein in seinen gedanklichen Ansätzen vielschichtiges „Handbuch der Restitutionspraxis“, das der endgültigen Klärung der Herkunft vieler Werke oberste Priorität einräumt. Schoeps und Ludewig gaben ein Streitbares, sehr subjektives Buch heraus, das von der Kompetenz seiner Autoren lebt und den Dialog befördern dürfte. Und das Kirchner-Bild „Berliner Straßenszene“ von 1913 auf dem Titel widerspiegelt wohl gleichsam die ganze aktuelle Problematik der Restitution, die Aufforderung zum genaueren Hinschauen wie die vielen Unschärfen.



Neue Darstellung über das Judentum

Theodor Much: Zwischen Mythos und Realität. Judentum, wie es wirklich ist.

Wien: Edition VA BENE 2008

248 Seiten, Euro 24,90,-

ISBN 978-3-85167-214-5

Über das Judentum wurden in den letzten Jahren auch in deutscher Sprache zahlreiche leicht zugängliche und lesbare Darstellungen publiziert. Das Buch des Dermatologen Theodor Much unterscheidet sich von diesen Publikationen aus mehreren Gründen. Der Autor ist seit 1990 der überaus engagierte und aktive Präsident der liberalen Wiener jüdischen Gemeinde Or Chadasch und schreibt daher aus langjähriger praktischer Erfahrung. Or Chadasch ist Mitglied des Dachverbandes "Weltunion für progressives Judentum", dessen Gemeinden rund zwei Millionen Juden und Jüdinnen angehören. Die Delegierten des European Board der Weltunion trafen sich im März erstmals zu einer großen internationalen Konferenz in Wien, worüber DAVID in der letzten Nummer auch berichtete.

Much beschreibt im ersten Teil die theologischen Fundamente und religiösen Grundsätze des Judentums, wobei er hier wie im gesamten Buch auf die Unterschiede zwischen der Orthodoxie und den nichtorthodoxen Strömungen des Judentums verweist. Im zweiten Teil widmet er sich spezielleren Fragen, darunter: Pluralismus, Fundamentalismus und Geschichte der Reformen im Judentum; Konversion und Status der Frau, medizinische Ethik und Antisemitismus. Das Kapitel über den Zionismus beendet Much sehr moderat optimistisch.

In jenem Abschnitt, in dem er eine Definition des Judentums gibt, kommt er zum Schluss, das Judentum sei "sowohl eine Religions- und Volksgemeinschaft, als auch eine Normen- und Traditionsgemeinschaft; außerdem - mit Beschränkungen - eine Schicksalsgemeinschaft [...]."

Das Buch enthält Vorworte von den drei Rabbinern Walter Jacob, William Wolff und Walter Rothschild sowie vom früheren Leiter der Evangelischen Akademie Wien Ulrich Trinks und dem katholischen Publizisten Hubert Feichtlbauer, außerdem einen Gastkommentar zum jüdisch-christlichen Dialog von Markus Himmelbauer. Es wendet sich an alle Interessierten und auch an die vielen "Juden, die viel zu wenig von der eigenen Religion, ihrem Pluralismus und den innerjüdischen Strömungen wissen", wie es der Landesrabbiner von Schleswig-Holstein und Rabbiner von Or Chadasch Wien, Walter Rothschild, im Vorwort formuliert.

Evelyn Adunka



Joseph Roth. Im Exil in Paris

Heinz Lunzer: Joseph Roth. Im Exil in Paris 1933 bis 1939.

Wien: Zirkular 2008

224 Seiten, Euro 16,00,-

ISBN 978-3-9000-467-68-5

Heinz Lunzer, der Leiter der Dokumentationsstelle für Neuere österreichische Literatur im Wiener Literaturhaus

publizierte in Zusammenarbeit mit Victoria Lunzer-Talos bereits 1994 einen Textbildband und einen Ausstellungskatalog über Joseph Roth. Nunmehr legen beide mit einem Band über Joseph Roths Jahre im Exil in Paris, der als Begleitband zu einer Ausstellung im Wiener Literaturhaus erschien, ein weiteres wichtiges Ergebnis ihrer langen und intensiven Auseinandersetzung mit Joseph Roth vor. Im Zentrum des neuen Bandes steht die Publikation jener Interviews, die David Bronsen während der Arbeit an seiner beeindruckenden, 1974 veröffentlichten Biographie Joseph Roths führte. Bronsens Nachlass kam nach dessen Tod ins Wiener Literaturhaus. In vielen Interviews wurde Roths jüdische Identität thematisiert; Irmgard Keun zum Beispiel sagte: „Er liebte nichts mehr als Juden und sein Judentum. Alle Juden waren für ihn Heilige.“ Auch Roths Pariser Freund, der Talmudist und Jiddischist Joseph Gottfarstein, dessen Korrespondenz mit Roth leider verloren ging, bezeugte: „Roth hatte eine große Sehnsucht nach jüdischer Frömmigkeit.“ Roth sah sich selbst dennoch als deutscher Schriftsteller; er wollte nicht nach Palästina, wohin ihn der Historiker und zionistische Funktionär Nathan Michael Gelber bringen wollte. Wenn man alle Interviews liest, wird jedoch auch deutlich, wie sehr Joseph Roth in seinen zahlreichen autobiographischen Äußerungen seine Biographie umschrieb und wie er je nach dem Gesprächspartner sein Judentum mehr oder weniger betonte.

Evelyn Adunka



Zu Theodor Herzls 100. Geburtstag

Mark H. Gelber / Vivian Liska. (H.g.): Theodor Herzl: From Europe to Zion.

Tübingen: Niemeyer Verlag 2007

250 Seiten, Euro 68,00,-

ISBN 978-3-484-65167-8

Der vorliegende Sammelband versammelt die schriftlichen Fassungen von 14 englischen und zwei deutschen wissenschaftlichen Vorträgen, die aus Anlass des 100. Todestages von Herzl auf internationalen Konferenzen in Antwerpen, London und Jerusalem gehalten wurden. Wie immer bei Sammelbänden ist das Ergebnis sehr unterschiedlich. Neben Themen, die bereits mehrfach abgehandelt wurden, wie Herzls Nationalismus, seiner Beziehung zu Afrika oder seiner Arbeit als Dramatiker widmen sich die Beiträge von Gershon Shaked, Anat Feinberg, Frank Stern und Mark H. Gelber weniger bekannten Aspekten wie Herzls Rezeption durch den hebräischen Autor Nathan Bistritzki, durch George Tabori (in "Mein Kampf") im Film (in "Theodor Herzl - Der Bannerträger des jüdischen Volkes) und in der populären israelischen Literatur und Kultur.

Robert Wistrich beschreibt im einleitenden Beitrag Herzls historische Bedeutung als "fusion of tradition and modernity" und am Beispiel von David Ben-Gurions "the receptiveness of East European Jewish youth" Herzls Botschaft. Daniel Hoffmann widmete sich in seinem Aufsatz über Herzls Freund Gustav G. Cohen einem bisher unbekanntem biographischen Detail.

Einige kleine Fehler wurden leider nicht vermieden. Richard Beer-Hoffmann (S.16) hieß R. Beer-Hofmann. Meir Friedmann war kein "university lecturer", sondern unterrichtete als Lektor am Wiener Beth Hamidrash. (S.18) Der Name Martha Hofmann wurde einmal (S.177) korrekt



Im Zentrum der Macht

Verena Moritz/ Hannes Leidinger/ Gerhard Jagschitz: Im Zentrum der Macht. Die vielen Gesichter des Geheimdienstchefs Maximilian Ronge.

St. Pölten: Residenz 2007

440 Seiten, Euro 24,90.-

ISBN: 978-3-7017-3038-4,

Zwei profilierte österreichische Zeithistoriker, Verena Moritz und Hannes Leidinger, stießen bei ihren Recherchen zum Themenkomplex Kriegsgefangene im 1. Weltkrieg immer wieder auf einen Namen: Maximilian (Max) Ronge. Zusehends stieg das Interesse an diesem, wie sie es nennen, „Fußnotengespenst“. Und letztlich faßten sie einen Entschluss: „Das Buch musste geschrieben werden“. Unterstützt und begleitet wurden sie bei diesem Vorhaben von unerwarteter Seite, nämlich von Universitätsprofessor Gerhard Jagschitz, einem Doyen der österreichischen Zeitgeschichte, und Enkel von Maximilian Ronge.

In akribischer Weise zeichnen die Autoren die Stationen von Ronge von seiner Geburt 1874 bis zu seinem Tode 1953 nach. Als roter Faden dient hierbei das Tagebuch von Ronge, welches er 1868 kurz vor seiner Ausmusterung als Leutnant zu führen begann, und in dem er stichwortartig und zugleich pedantisch festhielt, was er tat, wohin er fuhr und wen er traf; eine Angewohnheit, die er bis zu seinem Tod beibehielt. Weiters forschten die Autoren in österreichischen, russischen, deutschen sowie ungarischen Archiven und führten Gespräche nicht nur mit Ronges Enkel sondern auch mit Zeitzeugen bzw. mit deren Verwandten.

Im ersten Abschnitt („Erkundungen“) erläutern die Autoren, wie sie auf die Spuren von Ronge kamen und warum sie beschlossen, sich eingehender mit ihm zu befassen. Sie geben hier auch ihre Zweifel und Bedenken wieder, in wie weit es überhaupt gelingen kann, eine Biographie über jemanden zu verfassen, dessen Leben sich vorwiegend im Geheimen abspielte.

Aufstieg und Karriere von Ronge werden im Hauptteil des Buches „Ermittlungsergebnisse“ nachgezeichnet. Nach Absolvierung der k.u.k. Kriegsschule und der Generalstabsausbildung, trat Ronge 1907 in das Evidenzbüro des Generalstabes, die Zentrale des k.u.k. Geheimdienstes, ein. Hier zog er Fäden in der Zeit vor und während des 1. Weltkrieges und leistete Pionierarbeit beim Ausbau des „Kundschafterwesens“. Frühzeitig erkannte er, wie notwendig der Aufbau eines funktionierenden Netzwerkes nicht nur zu anderen Geheimdiensten sondern auch zu politischen Entscheidungsträgern war. Hier wurde er aber auch Zeuge eines der größten Spionageskandale Österreichs, nämlich des Falls Alfred Redl. Dieser Fall verstärkte sein ohnehin bereits vorhandenes Misstrauen gegenüber jedermann. In der Zwischenkriegszeit nahm er den Kampf gegen den „inneren Feind“, vor allem gegen Sozialdemokraten, Bolschewiken, Kommunisten und illegale Nationalsozialisten, auf. Moritz und Leidinger bezeichnen ihn als „Bürgerkriegsstrategen“. Und er entwickelte auch Strategien gegen den „äußeren Feind“, gegen „abtrünnige“ Nationalitäten des ehemaligen Vielvölkerstaates sowie gegen das immer aggressiver gegen Österreich agierende Deutschland. 1932 wurde er von Dollfus pensioniert, zog aber nach wie vor als „Hausgespenst

im Bundeskanzleramt“ seine Fäden. Im Februar 1934 kehrte er als Leiter des neu gegründeten staatspolizeilichen Evidenzbüros des Bundeskanzleramts zurück. Im April 1938 wurde er verhaftet und mit einem der ersten „Promientransporte“ nach Dachau und später nach München deportiert. Im August 1938 wieder entlassen, arbeitete er im Wiener Kriegsarchiv und unterhielt bis Kriegsende Kontakte zu Mitarbeitern des Leiters der deutschen Abwehr Vizeadmiral Wilhelm Canaris. Nach Kriegsende leistete Ronge „Hilfe“ bei der so genannten Entnazifizierung und beteiligt sich unter dem Decknamen „Keppler“ an geheimen Vorbereitungen zur Aufstellung eines neuen österreichischen Bundesheeres sowie am Aufbau einer österreichischen Geheimdienstorganisation. Hierbei arbeitet er eng mit US-amerikanischen Geheimdiensten zusammen. Diese Arbeit konnte er nicht mehr vollenden. Ronge verstarb nach kurzem Spitalsaufenthalt am 10. September 1953.

Der dritte und letzte Abschnitt des Buches („Datenauswertung“) beinhaltet einen Abschlussbericht und sowie einen Beitrag von Jagschitz („Irrgarten der Erinnerung“), in dem er ein sehr persönliches Bild seines Großvaters, zu dem er ein durchaus ambivalentes Verhältnis hatte, nachzeichnet. Die Erinnerungen an seinen Großvater seien für ihn, so Jagschitz, ein Eintauchen in eine verwirrende Welt von Bekanntem und völlig Unbekanntem. „Es gab nur einen Großvater, aber viele Schichten der Persönlichkeit des Maximilian Ronge.“

Das Buch von Verena Moritz und Hannes Leidinger ist, geschrieben aus der Distanz der Wissenschaft, eine spannende Biographie eines „Altmeisters des Kundschaftswesens“, der wesentlich dazu beigetragen hat, den künftigen österreichischen Nachrichtendienst zu konzipieren. Es ist die Biographie des Prototyps des überkorrekten Soldaten und pingeligen Bürokraten, der auch im Privaten den Offizier nicht ablegen konnte, der sich den höchsten Auftraggebern immer verpflichtet fühlte und bis zuletzt emotionale Bindungen zur Habsburgermonarchie, „dem allerhöchsten Haus“, hegte. Es ist die Lebensgeschichte eines „hervorragender Vertreters“ einer untergegangenen Welt. Es ist die Biographie einer ganzen Generation hoher militärischer und ziviler Beamter, die ihre Sozialisation in der Monarchie erfahren hatte, deren Ende sie nie ganz überwand. Und es ist letztlich auch ein Teil der Geschichte Österreichs.

Das Buch gibt zudem einen guten Einblick in das Geschäft der Nachrichtendienste. Viele im Buch getroffenen Beobachtungen und Aussagen sind auch heute noch immer wieder diskutierte Grundsatzfragen: Wie viel Geheimhaltung verträgt eine offene Gesellschaft? Wie viel Geheimhaltung ist für das effiziente Agieren eines Geheimdienstes tatsächlich notwendig? Wer übt die Kontrolle über Geheimdienste aus, und wie? Wieviel Einfluss kann eine Person im Zentrum der Macht auf politische und gesellschaftliche Prozesse haben? Letztlich stellt sich auch die Frage der Legitimität von Geheimdiensten an sich.

Die Autoren zeigen aber auch eine große Lücke auf, denn im Gegensatz zum anglo-amerikanischen Raum, wo die Disziplin „Intelligence-Studies“ längst etabliert ist, sind im deutschsprachigen Raum nur erste Ansätze dazu zu bemerken. Das Buch von Verena Moritz, Hannes Leidinger und Gerhard Jagschitz ist ein wichtiger Beitrag, auch hier die wissenschaftliche Befassung mit dem Thema „Intelligence“ zu fördern.

Thomas Pankratz

Gründung des Entenstaates Tel Aviv

Eine gigantische Gummiente, entworfen vom Künstler Dudu Geva, thront nun hoch über dem Yitzchak Rabin Platz.

 Felice Naomi WONNENBERG

In Israel spricht man ironisch von der „Seifenblase Tel Aviv“ oder vom „Tel Aviv-Staat“, wenn man die Egozentrik der Tel Aviver Yuppies kommentieren will. Und tatsächlich lässt es sich ausgezeichnet und hedonistisch in der „weißen Stadt am Meer“ leben, unberührt von den Raketen auf Sderot, fernab der Gebiete im Norden, die noch durch den Libanonkrieg traumatisiert sind und politisch weit entfernt von jeglicher Siedlerproblematik in der West Bank.

In Tel Aviv, der 99-jährigen, junggebliebenen „alten Dame“, stechen die vielen kleine Boutiquen der jungen israelischen Designer ins Auge, „La dolce vita“ in Cafés, und das Nachtleben. Was allerdings auch ins Auge sticht, ist die nicht immer so gelungene Stadtarchitektur. Zwar kann sich Tel Aviv seiner 4.000 Bauhaus-Gebäude rühmen, die der Stadt 2004 zum Titel UNESCO- Weltkulturerbe verhelfen, aber leider besteht Tel Aviv nicht nur aus Bauhaus-Architektur. Die kastenartigen Blöcke der 1960er und 70er Jahre dominieren das Stadtbild. Diese dreistöckigen Wohnblocks sind allgegenwärtig, behängt mit über Putz verlegten Kabelbündeln, den ratternden Blechkästen der Klimaanlage und den Plastikjalousien, mit denen man in den 80er Jahren die Balkone verschloss. Die Idee war, mehr Wohnraum zu schaffen. Tatsächlich jedoch „wohnt“ hinter diesen Plastikjalousien meist nur das Gerümpel, das die Mieter im Laufe der Jahre angesammelt haben.

„Tel Aviv ist so hässlich, dass man ganze Straßenzüge einfach abreißen und von der Pike auf neu anfangen müsste“, kommentierte der Künstler, Illustrator und Schriftsteller Dudu Geva diesen Zustand 2003 in einem Zeitungsartikel: „Faktum ist, dass die Stadt verloren ist. Meine Initiative setzt genau da an: man soll diese hässliche Stadt dekorieren, riesige Skulpturen von Enten und anderen Tieren aufstellen, amüsante Straßenschilder anbringen und zur Ver-

schönerung bunte Papierschleifen in die Bäume binden.“ Der humorvolle Künstler propagierte seine Ideen zur „Verentung“ der Stadt bis zu seinem Tod im Februar 2005. Und obwohl er seine Stadtprojekte nicht mehr selbst verwirklichen konnte - der Geist der Ente lebt fort in Tel Aviv.

Der Künstler Juval Caspi, 35, setzte, zusammen mit den beiden Kindern des verstorbenen Illustrators, Aaron und Tamar, eine der Ideen des Künstlers um: Auf das vielleicht hässlichste und zugleich prominenteste Gebäude der Stadt, die Stadtverwaltung am Itzchak Rabin Platz, wurde eine 10 Meter große, aufblasbare Gummiente platziert. Am 15. April 2008 mit großen Luftgeneratoren in Form gebracht, erhob das Gummitier bedächtig sein gelbes Haupt. Yuval Caspi hielt die feierliche Rede: „Wir haben uns heute versammelt, [...] um die Gründung des Entenstaates Tel Aviv auszurufen“. Seither nickt die Ente den Entenhausener Bürgern mit ihrem quietsch-orangen Gummischnabel würdevoll zu. Die haben den Plastikvogel unterdessen so sehr ins Herz geschlossen, dass Proteststürme ausbrachen, als dem Flattermann letzte Woche planmäßig die Luft ausgelassen werden sollte. Und die israelische Demokratie hat wieder einmal gesiegt. Die Dudu Geva Ente bleibt und wird auch am Freitag, dem 6. Juni auf die Gay-Pride-Parade in der Innenstadt hinunterblicken. ■



Foto: Eran Yardeni

ten sie in ihr Zimmer gelangen oder dieses verlassen, durch jenes der Damen Adler und Rosenberger. Frau Rosenberger war durch Hitlers Machenschaften sehr jung zur Witwe mit drei Kindern geworden. Sie war eine sehr fromme Jüdin, trug sogar einen „Scheitel“ (Perücke) und wohnte mit ihrer Tochter Hanni zusammen. Hanni war trotz ihrer Jugend ein äußerst rassig aussehendes Mädchen und trug ihr pechschwarzes Haar zu dicken Zöpfen geflochten. Sie hatte zwei Brüder, die in einem orthodoxen Heim untergebracht waren. Frau Rosenberger konnte das Heim nach wenigen Monaten Aufenthalt in Richtung Israel verlassen, und kurz darauf auch Frau Adler.

Solange Dorotheas Kinder noch nicht im schulpflichtigen Alter waren und sie Dorothea doch hin und wieder im Zimmer alleine zurück lassen musste, schloss sie die Kinder im Zimmer ein. Die Zeit der Abwesenheit der Mutter war besonders für Hans von Langeweile geprägt. Spielsachen waren weder für Erika noch für ihn vorhanden. Daher begnügte sich Hans damit zum Fenster hinaus zu sehen und das Treiben in der Gasse zu beobachten. Nicht selten beobachtete er, wie Männer die ganze Gasse nach weggeworfenen Zigarettenresten absuchten. Sowie sie eine bestimmte Menge gesammelt hatten, lösten sie die noch vorhandenen Tabakreste heraus, füllten sie in dünnes Zigaretten- oder in zurecht geschnittenes Zeitungspapier, rollten dieses geschickt zusammen und rauchten. Aber nicht nur Männer, sondern auch Frauen beobachtete Hans vom Fenster aus. Jene aber waren nicht hinter Zigarettenresten her, sondern mit Schaufel und Besen unterwegs, um nach Pferdekot, den man damals noch täglich finden konnte zu suchen, um diesen ihren Blumentöpfen oder Schrebergärten zuzuführen. Manchmal ertönten aus der Gasse oder dem Hof Musikklänge nach oben, von einer auf zwei Rädern befestigten kleinen Drehorgel, einem Akkordeon oder einer Gitarre, von Straßenmusikanten gespielt. Nach drei, vier Melodien warteten sie darauf, dass die Zuhörer Münzen hinabwarfen. Jeder der Musikanten zog, Dankesworte murmelnd, seine Schirmkappe vom Kopfe und klaubte die umherliegenden Münzen auf. Dann zogen sie einige Häuser weiter. Wenn Hans langweilig wurde, begann er die Nachtlampe aus der Fassung zu schrauben und mit einer Häkelnadel, die zum Glück einen Holzgriff hatte, in der Lampenfassung herum zu stochern. Je nachdem, worauf er mit der Nadel drückte oder welchen Innenteil er berührte knallte oder rauchte es zwischendurch, worüber er immer wieder erschrak, was ihn aber faszinierte. Hans hatte einen Schutzengel! Auf derselben Ganghälfte wohnten noch zwei Familien, die Müller und die Rerucha. Die Müller hatten zwei erwachsene Söhne. Herbert, der ältere war wie sein Vater von Beruf Musiker, Erwin, der jüngere ein ausgezeichnete Artist. Hans beobachtete Erwin einmal beim täglichen Training. Erwin war im Gemeinschaftsraum und wählte sich alleine. Vor ihm auf dem Boden stand eine, wohl präparierte, leere Flasche. In diese steckte er seinen Zeigefinger -, um sodann, nur auf diesen gestützt, langsam, im Zeitlupentempo, einen Handstand zu vollführen. Hans staunte und war von der Darbietung fasziniert. Jahrzehnte später, bei einem

Gespräch, das Hans in der Schweiz mit Zirkusfachleuten führte, sagten ihm diese, dass sie den Namen des Artisten nicht mehr wüssten, es aber in Europa nur einen gab, der diese künstlerische Leistung zu vollbringen imstande war. Herbert Müller, der Musiker, war mit Elfi, der Tochter von Familie Rerucha, jung verheiratet. Elfi war hochschwanger und wurde bald von einem Mädchen entbunden, das sie Hanni nannte. Beide Familien, die Müller und die Rerucha, fanden bald andere Wohnmöglichkeiten und verließen das Heim. Herr und Frau Mundstein mit ihren Söhnen Walter und Heinz waren ebenfalls nur kurz im Heim. Heinz, der jüngere Sohn, leitete in späteren Jahren eine bekannte Wiener Tanzschule in der Mariahilferstrasse, wo er sich besonders für die Integration blinder Mitbürger einsetzte.

Im letzten, dem dritten Stockwerk waren ausschließlich Männer untergebracht. Es waren einsame, verbitterte und in sich gekehrte Männer, denen kaum einmal ein Wort über die Lippen kam. Wenige Stufen führten weiter zum Dachboden hoch. Hans hatte schon längst ausgekundschaftet, dass die schwere Eisentüre, durch welche man auf den Dachboden gelangen konnte, nicht verschlossen war. Daher erkor er auch diesen Bereich des Hauses zu seinem Spiel- und Aufenthaltsbereich. Arg verstaubte dicke Holzbalken durchliefen kreuz und quer diesen riesigen Raum. Über Kopfhöhe waren feste Schnüre gespannt, die zum Aufhängen und Trocknen von Wäsche bestimmt waren, aber von keinem Bewohner benutzt wurden. Kaum einer hatte mehr Wäsche zur Verfügung als jene, die er auf sich trug, und wo hätte man, noch dazu nur mit kaltem Wasser, und worin überhaupt, waschen können? So sprang Hans über die Balken oder balancierte auf ihnen. Schien die Sonne auf das Dach, heizte sich die Luft darunter dermaßen auf, dass man kaum noch atmen konnte. All dies störte Hans nicht. Er genoss auch den herrlichen weiten Ausblick aus den vielen Dachlukern. Von hier aus konnte er die ganze Tempelgasse entlang bis hin zum Donaukanal, oder auch nur in den Hof hinunter sehen.

Hans Gamliel wurde am 25. Dezember 1940 in Subotica, nahe der serbisch-ungarischen Grenze in der Vojvodina geboren. Seine Mutter Dorothea (1918 - 1983) stammte väterlicherseits aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. 1938 war sie vor den Nationalsozialisten mit Eltern, Geschwister und weiteren Verwandten aus Wien nach Serbien geflüchtet. Dort lebten sie auseinander gerissen bei verschiedenen serbischen Familien versteckt im Untergrund. Ein Grossteil der Familienangehörigen wurde jedoch aufgestöbert, deportiert und in Vernichtungslagern des Dritten Reiches ermordet. 1945 kehrte Dorothea Gamliel mit Sohn Hans und der um zwei Jahre jüngeren Tochter Erika, dabei vielerlei Hindernisse überwindend, über Umwege nach Wien zurück. Im Obdachlosenheim der Israelitischen Kultusgemeinde im 2. Bezirk fanden sie für die nächsten Jahre ein Zimmer. Ab Anfang der 1960er Jahre, arbeitete Hans aufgrund besserer Berufschancen im Gastgewerbe häufig in der Schweiz,

tionelle Verwendung fand. Mangels anderer Möglichkeiten wurde die Küche von vielen Heimbewohnern nicht nur zum Kochen, sondern auch als Waschraum zur Körperpflege benutzt. Dies aber führte nicht selten zu Konfliktsituationen, die oft nur noch von der Heimleitung geschlichtet werden konnten. Glücklicherweise waren die wenigen, die ein Behältnis besaßen, in welchem sie Wasser holen und sich sodann in ihrem Zimmer waschen konnten. Zwar hatten in Wien einige Tröpferlbäder den Betrieb wieder aufgenommen, doch die Heimbewohner konnte sich die Auslagen für einen Besuch dort noch lange Zeit nicht leisten. Die Räumlichkeiten der beiden ersten Stockwerke wurden von der Heimleitung getrennt mit Männern, Frauen und, so überhaupt noch welche vorhanden waren, mit Familien belegt. Ein Eckzimmer im ersten Stock war zu einer Werkstatt zur Schuherzeugung umfunktioniert worden, die von Herrn Rosenkranz, dessen jüngerem Sohn Kurt sowie einigen Männern und einer einzigen jüngeren Frau, die alle keine Juden waren, betrieben wurde. Die Rosenkranz' wohnten in einem Patrizierhaus in der Taborstrasse, wohin Hans und seine Mutter einmal von Frau Rosenkranz, die karitativ tätig war, eingeladen waren. Ein Ehepaar, es hieß Cincinati, war aus Polen kommend gleichfalls im Heim gelandet. Es hatte einen dreijährigen Sohn, der Danusch gerufen wurde. Wie auch andere Holocaust-Überlebende hatten die Cincinati einen Tick. Dieser machte sich besonders bei Herrn Cincinati bemerkbar. Auch diese Familie bewohnte ein winziges, nur mit Stahlrohrbetten, Nachtkästchen und einem niedrigen Kasten möbliertes Zimmer. Das Elternpaar hatte panische Angst davor, sich zu erkälten. Daher sah man sie auch im Sommer in Mäntel und Schals gehüllt einhergehen. Herrn Cincinatis Tick ging so weit, dass, schien ihm die imaginäre Kälte unerträglich, er sich in den besagten kleinen Kasten legte, um so seine Einbildung zu befriedigen und sich zu schützen. Hans selbst sah ihn einmal so im Kasten liegen, als er das Zimmer betrat, um mit Danusch zu spielen. Danusch war ein Spätling und schien den Erziehungsauftrag seiner Eltern total zu überfordern. Seine Mutter war dem Dreikäsehoch beim Durchsetzen ihres Willens eindeutig unterlegen und schien das auch zu wissen. Am besten zeigte es sich, wenn Danusch essen sollte. Wollte sie Danusch mit einer Breispeise - sie kochte ihm immer Breispeisen - füttern, wendete sich der Dreijährige von ihr ab und begann davon zu schreiten. Anstatt Danusch zum Bleiben zu zwingen, begann Frau Cincinati ihm ebenso gemächlich nachzutrotten. Mit lockenden Worten gelang es ihr hin und wieder, einen Löffel voll Brei in seinen Mund zu schieben. Dabei sah sie es gerne, wenn Hans dabei war. Danusch wich dann nicht von Hans Seite, was ihr das Füttern einigermaßen erleichterte. Mancher Mutter mag das Hinterherlaufen nicht ungewöhnlich scheinen, wenn es ums Füttern des Kindes geht. Frau Cincinatis Fütterungsabläufe zogen sich aber nicht selten fast die ganze Praterstrasse hin, und die erstreckt sich über einen ganzen

Kilometer. Natürlich begann das Essen regelmäßig zu erkalten. War dies der Fall, scheute sich Danuschs Mutter überhaupt nicht davor, das nächstbeste Haus zu betreten, an der ersten Türe zu läuten und bittend, dabei auf Danusch zeigend, zu fragen, ob sie kurz den erkalteten Brei erwärmen dürfe. Dadurch, dass sie ihr Anliegen in einem kaum verständlichen jiddisch-deutsch-polnischen Kauderwelsch vorbrachte, sodass die so Angesprochenen nicht selten das Lachen nur mit Mühe unterdrücken konnten, kamen die meisten ihrem Wunsche nach. Zudem wussten viele von der Existenz des naheliegenden jüdischen Obdachlosenheimes und amüsierten sich hinterher über das Vorgefallene. Familie Cincinati war es bald vergönnt, vom Heim weg nach Kanada, wo Verwandte von ihnen lebten, auszuwandern. Viele der Heimbewohner hatten wegen der von den Nazi begangenen Gräueltaten, Schrecklichstes durchmachen müssen. Sie waren Gezeichnete, und bei manchem trat dies sichtbar zu Tage. Einer, zum Krüppel geschlagen und gequält, konnte sich nur mit größter Mühe fortbewegen, ein anderer wiederum schien keinen ersichtlichen Schaden erlitten zu haben. Dafür war sein geistiger Zustand gebrochen, und zwar dermaßen, so dass sich nie mehr ein normaler einstellen konnte. Die Menschen mit solchen Eigenschaften, auf allerengsten Raum zusammen lebend, kamen aus Österreich, Polen, Ungarn, Rumänien und der Tschechoslowakei. Einmal wurde Hans Zeuge folgenden Vorfalles. Eine sehr junge, bildhübsche, aber ausgemergelte, alleinstehende Heimbewohnerin, hatte als einzige ihrer Familie die Jahre im Vernichtungslager überlebt. In unregelmäßigen Abständen erregte sie, bedingt durch Erlebnisse im Lager, Aufsehen. Dies zeigte sich darin, dass sie plötzlich den Gang hin- und herlaufend laut vor sich hinzureden, fast zu schreien begann, wobei die Worte „SS“, „Nazi“ und „Gestapo“ deutlich vernehmbar waren. Mit der Zeit schenkten die Heimbewohner solchen Anfällen kaum mehr Beachtung. Die Anfälle der armen Frau waren Normalität geworden. Begegnete man einander, dann sah man zur Seite. Einmal sorgte ein neuerlicher, extremer Anfall dafür, dass man die Ärmste aus dem Heim in eine geschlossene Anstalt einweisen lassen musste. Ehe ihr die herbeigerufene Rettung eine Zwangsjacke anlegen und sie wegbringen konnte, war sie den Gang laut schreiend, dabei ein Glas klaren Wassers vor sich haltend, auf und ab gelaufen. Ihre Schreie waren diesmal noch furchterregender, und sie forderte alle, denen sie auf dem Flur begegnete auf, zu ihr herzusehen, denn die „SS“ nötige sie dazu, ihr eigenes Blut zu trinken. Gegen das Fortbringen wehrte sich die Bemitleidenswerte vehement -, wer kann sagen, was der Armen, in ihrem verwirrten Geist, gerade beim Wegbringen durch den Kopf ging?

Stieg man zum zweiten Stock hoch, war der ganze linke Teil von der Heimleitung belegt. Die Heimleiterin, eine Frau in den Fünfzigern, hieß Citron. Mit ihr bewohnten zwei weitere, wesentlich ältere Damen, die es wünschten, mit ihren Vornamen

sie es meisterlich, ihren Gemütszustand zu verbergen, der sie aber fortan gesundheitlich, besonders ihr Herz betreffend, zeichnen sollte. Welche Kräfte und Größe hatte diese junge, dermaßen leidgeprüfte Mutter? Später erzählte sie, nicht nur ihren Kindern, dass eben diese beiden ihr größtes Glück waren und nur sie ihr die Kraft und vor allem den Willen zum Weiterleben aufrecht erhalten hätten. Ohne die Kinder hätte sie weder dies noch jenes wollen und können. Unmittelbar nach der ersten Vorsprache bei der Kultusgemeinde wurde Dorothea und den Kindern eine Bleibe im Jüdischen Obdachlosenheim zugewiesen. Das Heim befand sich in der Leopoldstadt, im zweiten Wiener Gemeindebezirk, in der Tempelgasse, im Haus Nummer 3. Dorothea war müde aber sehr froh, endlich eine Unterkunft zu bekommen, von welcher sie nicht nach wenigen Tagen wieder weg mussten.

Das Heimleben

Das Heim, ein dreistöckiges Backsteingebäude, es steht noch heute und ist inzwischen renoviert, grenzte damals, durch einen langen Hof getrennt, an die Ruine des von den Nazihorden zerstörten jüdisch-türkischen Tempels, in welchem einst Dorotheas Eltern getraut worden waren. Als sie im Heim von Frau Citron, der Heimleiterin empfangen und mit ihren Kindern aufgenommen wurde, wies Frau Citron dem sechsjährigen Hans das letzte freie Bett in einem Männerzimmer zu. In diesem waren ausschließlich alte und kranke Männer untergebracht. Inmitten dieser Verbitterten bezog der Knabe seine Bettstatt. Alle Betten waren aus Eisenrohren gefertigt, weiß lackiert und von einander durch Nachtkästchen, aus ebensolchem Material bestehend, getrennt. Manche der Männer sah Hans nur am Abend, wenn sie zum Schlafen kamen, andere wiederum verließen ihr Bett fast nie. Gesprochen wurde kaum ein Wort, zu sehr war jeder mit seinen Problemen und der erst kürzlich zu Ende gegangenen Vergangenheit beschäftigt. So lebte man eine Zeitlang auf allerengstem Raum wohl gemeinsam, jedoch aneinander vorbei. Ab und zu stritten Männer miteinander, wenn dem einen die Zimmerluft zu stickig war und er ein Fenster öffnete, dem anderen aber die Zugluft unerträglich schien. An einer Wandseite des Zimmers stand ein länglicher Kasten, ebenfalls weiß, der zur Benutzung für alle den Raum Bewohnenden bestimmt war, da aber niemand etwas zum Hineinhängen oder -legen besaß, blieb er unbenutzt. Der Einfachheit halber hing man die Kleider, die man tagsüber trug, abends über das Bettende oder legte sie direkt neben sich auf das Nachtkästchen. Hans hatte auch bemerkt, dass sich einer der Männer gar mit seinen Kleidern zu Bett legte. Ein anderer der Alten im Zimmer, dessen Gesicht ein dicker, schwarzer Schnurrbart zierte, lag fast immer in seinem, an die Wand anstoßendem Bett. Dieser hatte zudem die Angewohnheit - vielleicht konnte er sich nicht mehr anders verhalten - seinen wahrscheinlich tuberkulösen Schleim lautstark hervor zu husten und auf ein unter seinem Bett ausgebreitetes Papier auszuspucken. Dorothea und Erika landeten in einem Zimmer, das

mit Frauen belegt war. Dieses Zimmer konnten sie nur erreichen, indem sie ein anderes Zimmer, ebenfalls bewohnt, durchquerten. Auf Dauer war dies für alle Betroffenen untragbar, da andauernd Reibereien entstanden. Dadurch, dass es nur am Stiegengang und in der Gemeinschaftsküche fließendes Wasser gab und sich die beiden Etagenklosette ebenfalls außerhalb der Zimmer befanden war es unvermeidlich, bei derart vielen Menschen, dass einmal dieser, dann jener ein Bedürfnis zu erledigen hatte und das Zimmer deshalb verlassen und auch wieder betreten musste. Ehe es daher zu Exzessen kam wurde die Heimleitung gefordert, eine für alle befriedigende Lösung auszuarbeiten. Nun wurde umquartiert. Dorothea, die mit der Unterbringung ihres Sohnes ohnehin nicht einverstanden war, wurde ein winziges Einzelzimmer zugewiesen, womit sie sich vorläufig zufrieden gab. Aber auch hier mussten sie, um es zu erreichen, zuerst ein anderes Zimmer durchschreiten. Es störte aber die Bewohnerinnen, Frau Adler, eine allein stehende Rumänin und Frau Rosenberger mit ihrer Tochter Hanni, die Ungarinnen waren, nicht oder nur wenig, wenn die junge Mutter oder deren kleine Kinder durch ihr Zimmer mussten. Hanni war auf den Tag genau ein Jahr älter als Hans. Alle Heimzimmer waren von Ungeziefer, hauptsächlich von Wanzen befallen. Daher besorgte sich Dorothea das zu dieser Zeit hochgelobte und durch viele Plakate angepriesene Insektenvernichtungsmittel DDT. Dieses Mittel wurde als Pulver in kleinen, runden und handlichen Kartonschachteln in Drogerien verkauft. Hatte man es erworben, mußte man nur ein nageldünnes Loch seitlich einstecken und durch leichtes Zusammendrücken der Schachtel schoss aus dem Loch das Pulver dahin, wo man es benötigte. Hans machte sich, wo immer er Ritzen oder Löcher im Zimmer entdeckte daran, jene mit dem Pulver zu bestreuen. Er entdeckte an den Wänden viele schmale bräunliche Streifen welche einstmals rot gewesen waren und von zerdrückten Wanzen stammten denen Vorbewohner des Zimmers den Garaus gemacht hatten. Das Pulver half tatsächlich sehr gut gegen das viele Ungeziefer.

Eine andere Familie, ebenfalls im Heim untergebracht, hieß Persak: Vater, Mutter und die Kinder Lotte und Peter. Der Vater war im Innendienst bei der Polizei beschäftigt, wodurch die Familie ein wenn auch geringes so doch regelmäßiges Einkommen und somit auch Auskommen hatte. Lotte, die etwa im selben Alter wie Hans war, spielte gerne mit ihm und Erika, da sie zeitweilig die einzigen Kinder zwischen den vielen, hauptsächlich alten Bewohnern des Heimes waren. Lotte spielte am liebsten „Vater, Mutter, Kind“. Das spielte sie so oft und so lange wie möglich. Hans, den dieses Spiel auf Dauer zu langweilen begann, sonderte sich nach einer Weile regelmäßig ab und ließ so die restliche Familie „sitzen“. Außerdem war Persak's das Glück wesentlich holder als Gamiels, denn sie konnten bald schon in eine Gemeindegewohnung am Schöpfwerk, in den zwölften Bezirk, übersiedeln. Sobald Dorothea und die Kinder sich im

geren, hochschwangeren Schwester Adlericos von den Deutschen gefasst, ins Konzentrationslager Treblinka nach Polen deportiert und vergast. Dorotheas Mutter Elfriede hatte in Wien eine Schwester, die Andrea hieß und mit Karl Haas, einem Zeugen Jehovas, verheiratet war. Andrea war übrigens eine der ersten Frauen in der Stadt, die den LKW-Führerschein machte. Karl verweigerte beim Militär den Dienst mit der Waffe, wurde verhaftet, nach Moabit gebracht und enthauptet. Andrea hielt Karl ihr weiteres Leben hindurch die einmal versprochene Treue, selbst über den Tod hinaus und hat nie mehr geheiratet.

Nun war Dorothea auf sich alleine gestellt. Sie schlug sich zu Freunden in der Nähe von Belgrad durch, immer auf der Hut, nicht als Österreicherin und schon gar nicht als Jüdin entlarvt zu werden. Sie war sich vollkommen bewusst, dass sie jeder Person, nicht nur Fremden, auf Leben und Tod ausgeliefert war. Es waren Serben, bei denen sie Unterschlupf und Schutz fand. Sie konnte deren Kinder beaufsichtigen und ihnen in schulischen Belangen behilflich sein. Diese Familie hatte einen Sohn, der etwas älter als Dorothea war. Ob sie sich in einer verzwickten Situation befand, ob sie erpresst wurde oder ob es Zuneigung war, ist nicht bekannt. Jedenfalls hatten die beiden ein Verhältnis miteinander, denn in dem Körper der Zweiundzwanzigjährigen begann ihr Sohn Hans zu entstehen. Zwei Jahre danach, Dorothea lebte längst nicht mehr bei jener Familie, jedoch nach wie vor als U-Boot getarnt in Belgrad, schenkte sie am 21. November 1942 einer Tochter das Leben. Der Vater des Mädchens Erika war nicht der Vater von Hans. Es war ein Wiener Polizist, der nach Jugoslawien abkommandiert gewesen war. Wie und wodurch sich Dorothea und der Polizist kennen lernten, ist nicht bekannt. Weder Hans noch Erika fragten ihre Mutter, selbst als Erwachsene, jemals danach. Es könnte aber die Wiener Sprache gewesen sein, die beide zusammengeführt hatte, denn kurz vor ihrer Niederkunft wurde Dorothea, bei einer der häufig erfolgten Razzien mitgenommen und in ein Belgrader Gefängnis gesteckt. Zwischen Partisaninnen und Prostituierten brachte sie Erika zur Welt. Bis Dorotheas falsche Papiere als echt befunden wurden, musste sie in Haft bleiben. Während dieser Zeit halfen ihre Mitgefangenen eifrig dabei, ihr Baby zu versorgen. Die feuchten Windeln trockneten sie, indem sie diese fest an ihre wärmenden Körper pressten. Vielleicht war der Wiener Polizist Dorothea und ihrer Tochter irgendwie behilflich, rascher aus der Haft entlassen zu werden? Sicher trugen die ausgezeichnet gefälschten Papiere wie auch der Umstand, dass sie die Landessprache derart perfekt beherrschte und zu keiner Zeit auch nur ein Wort Deutsch sprach, dazu bei. Sobald sie entlassen wurde, tauchte sie unter, um sich von der überstandenen Geburt und den ausgestandenen Ängsten etwas zu erholen. Hans war diese Zeit über bei serbischen Freunden untergebracht.

Viel zu lange dauerte die Hitlerzeit und viel zu langsam ging sie dem Ende entgegen. Schon schrieb man das Jahr 1945. Bei Dorothea begann sich an einer Halsseite eine Geschwulst, ein Ödem zu bilden, welches zuletzt die Größe eines Kinderkopfes erreichte. Ein operativer Eingriff wurde unumgänglich. Man brachte Dorothea, natürlich mit ihren gefälschten Papieren, in ein nahe gelegenes deutsches Lazarett. Während rundum die Kämpfe gegen die anrückende Sowjetarmee immer heftiger wurden, begann Dorotheas Operation. So angstvoll sie sich unter das von einem Deutschen geführte Skalpell begab, so überglücklich und äußerst erstaunt erwachte sie nach der Narkose, jetzt aber von russisch und serbisch sprechenden Medizinern umgeben. Von übergroßem Glücksgefühl erfasst und in der Gewissheit, dass sie in jeder Hinsicht endlich gerettet war, weinte sie unaufhörlich. Der fürchterliche Krieg, die Verfolgung, das Frieren und das Hungern waren endlich vorbei. Sie musste nicht mehr um ihr und das Leben ihrer Kinder zittern. Die deutschen Besatzer wurden immer weiter zurück getrieben und letztlich geschlagen und alsbald der Krieg in Jugoslawien offiziell als beendet erklärt. Für Dorothea war es nur vorrangig, mit den Kindern in die Heimat, nach Wien, zu gelangen. Wo sich ihre anderen Familienmitglieder aufhielten, darüber hatte sie nicht die geringste Ahnung. Die schreckliche Wahrheit sollte sie erst später erfahren. Jetzt musste sie versuchen, mit den gefälschten Papieren die schwer gesicherten Grenzen zu passieren.

Heimkehr mit vielen Hindernissen

Nachdem sie sich und die Kinder an der Grenze zu Österreich als Wienerin und Jüdin ohne jedwede authentische Dokumente deklarierte, aber nur jugoslawische Papiere in ihren Händen hatte, wurde sie prompt vom englischen Militär für sechs Tage in Leibnitz im Bezirksgericht inhaftiert. Die gefälschten Papiere waren selbstverständlich konfisziert worden. Von nun an hieß es für sie, ohne jedwelche Papiere von einer militärischen Besatzungszone in die andere durch Österreich zu gelangen. Dies mit zwei Kleinkindern im Schlepptau und den Erinnerungen der erst kurz zu Ende gegangenen, schrecklichen Vergangenheit im Kopfe. Es gelang Dorothea allemal, denn sie war eine Meisterin der Improvisation. Die erste Station war Schloss Neuhaus. Hier waren bereits andere Kinder, vermutlich Waisen, untergebracht. Zum Schloss, das auf einer Anhöhe lag, führte ein steiler Weg hoch. Manchmal durften Kinder mit dem Gutsknecht, der ein Pferdegespann führte, diesen steilen Weg hochfahren. Hans genoss dieses Erlebnis, denn die beiden Apfelschimmel mussten sich mächtig ins Zeug legen, um den Holzkarren und die aufgebürdete Last hochzuziehen. Der Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Es drängte Dorothea nach Wien und danach, endlich über das Schicksal ihrer weiteren Familienmitglieder zu erfahren. Von Neuhaus gelangten sie in die Landeshauptstadt der Steiermark. In Graz angekommen wurden sie im kleinen Hotel „Schimmel“ einquartiert. Da sie

Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c Erinnerungen 1943 – 1953, Teil 1

 Hans GAMLIEL

Im Israelitischen Obdachlosenheim in Wien 2, Tempelgasse 3c wohnten zwischen 1946 und 1953 Frau Adler aus Rumänien, aus Wien Familie Egon und Selda Alten mit ihren Söhnen Heini (Jucies) und Peter, Herr Hans Berkowitz, Herr Paul Braun, der Tischler Herr Breier, die Heimleiterin Frau Citron sowie Olga und Ella, Frau Dorothea Gamliel (Braun) mit ihren Kindern Hans und Erika, Frau Goldberger, Frau Klein mit ihren Töchtern Ruth und Liliane, Familie Kupfermann mit ihrem Sohn Juscho, Frau Mark mit ihrem Sohn Alexandre, Familie Müller mit ihren Söhnen Herbert und Erwin, Familie Mundstein mit ihren Söhnen Walter und Heinz, Familie Nadel mit ihrem Sohn Walter, Familie Persak mit ihren Kindern Lotte und Peter, Familie Rerucha mit ihrer Tochter Inge und ihrer Enkelin Hanni, Familie Robitscheck, Familie Rosenkranz mit ihrer Tochter Vera, Familie Rosenkranz (Schusterbetrieb) mit ihren Söhnen Walter und Kurt, die extern wohnte, Familie Schärf mit ihren Söhnen Hans, Robert und Gerry, Frau Schiller, Familie Sehr mit ihrer Tochter Hanni, Frau Seidel und ihr Sohn Heinz, Familie Wachtel mit ihrem Sohn Burli, Frau Trude, ein Fräulein, jung und wahnsinnig, der Altwiener Herr Dr. Erdös, die Familie Cincinati mit ihrem Sohn Danusch aus Polen, Frau Pollermann sowie Frau Rosenberger mit ihrer Tochter Hanni sowie zwei Söhnen, die auswärts wohnten, aus Ungarn, die Wienerin Frau Weiß mit ihren Kindern Jean und Liliane sowie ihrem Lebensgefährten Tonino, einem Italiener, und mit nicht bekannter Herkunft Herr Diamant sowie die Familien Friess, Kahn oder Kahane, Krummholz, Familie Schneider mit ihren Söhnen Erwin und Alexander, Herr Schmierer und sein Sohn Nathan, Herr Wendlinger, Herr Tannenzapf, eine Familie mit ihrem Sohn Jitzhak, sowie eine Familie mit ihrer Tochter Yvette.

Emigranten

Es muss 1943 oder 1944 gewesen sein. Hans war drei Jahre alt geworden. Nach seiner Geburt wurde er von seiner Mutter mit dem Namen Hans bedacht, jedoch aus Sicherheitsgründen mit einem serbischen Namen gerufen. Sein Erinnerungsvermögen begann sich um diese Zeit zu bilden, und vieles, was seither geschah, setzte sich für immer in seinem Gedächtnis fest. Bei Serben hatten er und seine Mutter, sie hieß Dorothea, Unterschlupf gefunden. Es war ein kleines Bauernhäuschen auf dem Lande, wo sie

ein winziges Zimmer benutzen durften. Auch Erika, seine um zwei Jahre jüngere Schwester, ebenfalls mit einem serbischen Namen gerufen, war mit ihnen, doch daran konnte Hans sich nicht erinnern. Alle drei mussten sich in diesen Jahren versteckt halten, weil ein gewisser Mann namens Hitler die „Endlösung“ des so genannten Judenproblems in Europa anstrebte und Dorothea und ihre Kinder Juden waren. Hans und seine Mutter lagen, er fest von ihr umschlungen, auf einem Bett. Beide lauschten, sie bestimmt angstvoller als er, dem markantem Geheul der gerade jene Gegend überfliegenden Stukas zu. Auch, zwar nur vage, erinnert Hans sich an die übermächtig stark strahlenden Scheinwerfer, die, sobald die Nacht hereinbrach, das Himmelsgewölbe nach Flugzeugen absuchten. Viele Jahre später kam Hans exakt diese Episode immer dann in den Sinn, wenn er eine Kinovorstellung besuchte. Eine amerikanische Filmgesellschaft verwendet nämlich im Vorspann als ihr Markenzeichen solche starken, in den nächtlichen Himmel strahlenden Scheinwerfer. Lustig fand es Hans, wenn er mit seiner Mutter auf dem Perron eines Vorortbahnhofes stand, um auf eine der spärlichen Zugverbindungen zu warten. Selbstverständlich waren Dorothea und ihre Kinder längstens mit von serbischen Freunden bestens gefälschten Papieren ausgestattet worden, welche sie als jugoslawische Staatsbürger auswiesen. Derweil sie so warteten kam es vor, dass aus einem kleinen, die Ortschaft überfliegenden Doppeldecker haufenweise Zettel abgeworfen wurden. Diese flatterten im weiten Umfeld, aber auch in ihre unmittelbare Nähe nieder. Auf diesen waren Parolen aufgedruckt, die zum Widerstand gegen Nazideutschland und die Landbesetzer oder zur Denunziation von Partisanen und deren Sympathisanten aufriefen, je nachdem, welche Gruppe gerade in der Lage war, derlei Material gefahrlos abwerfen zu können. So jedenfalls erklärte es Dorothea ihrem Sohn, als er sie später einmal darüber fragte, was er leider viel zu selten tat. Hans war mitten in die schrecklichen Kriegsjahre hinein, am 25. Dezember 1940 geboren worden. Sein Geburtsort, ein winziges Nest, lag direkt an der ungarischen-jugoslawischen Grenze. Der Ort heißt Subotica, wird von den Ungarn aber Sobotka genannt. Das einprägsame Geburtsdatum ließ seine Mutter bei Erzählungen darüber immer das gleiche sagen, nämlich, dass ihr Sohn für sie ein viereinhalbe Kilo schweres Weihnachtsgeschenk gewesen sei. Als Dorothea selbst noch Kind gewesen war, hielt sie sich oftmals mit ihren Eltern, ihren drei Ge-

Die Macht guter Worte und Taten

Vom Erfolg kultureller Pionierarbeit

Gespräch mit Ilse Ruth Snopkowski in München



Claus STEPHANI

Seit 20 Jahren treffen sich im Herbst zu den Jüdischen Kulturtagen in München Künstler aus verschiedenen europäischen Ländern, aber auch aus Israel und den USA. Organisatorin und Leiterin dieser Veranstaltung ist die Vorsitzende der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V., Ilse Ruth Snopkowski.

DAVID: Frau Snopkowski, am 12. Juli 1982 wurde, mit Unterstützung des Freistaates Bayern, die „Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition“ in einem bewegenden Festakt aus der Taufe gehoben. Die Eröffnungsrede hielt ihr Gründer und Initiator Simon Snopkowski, s. A., und die Festansprache hielt Rabbiner Henry G. Brandt. Außer ihnen sprach eine Reihe bekannter wissenschaftlicher und politischer Persönlichkeiten. Was bedeutete diese Gründung damals?

Snopkowski: Bis in die Dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts hatten Juden einen großen und sehr wichtigen Anteil am geistigen und kulturellen Leben in Deutschland. Es gab unter ihnen international herausragende Schriftsteller, Regisseure, Musiker, Künstler, Wissenschaftler, wie z.B. Albert Einstein, der übrigens seine Kindheit in München verbracht hat, Paul v. Heyse, Nelly Sachs, alle waren Nobelpreisträger, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Paul Dessau, Max Reinhardt und viele andere. Diese Kultur wurde durch den Nationalsozialismus abrupt beendet. Und nach dem Weltkrieg sah man, daß nur wenige dieser früheren Träger deutscher Kultur die Schoa überlebt hatten. Sie kehrten meist nicht mehr nach Deutschland zurück. Mit dem Gedanken, diesen Verlust einigermaßen auszugleichen, entstand die Initiative, unsere Gesellschaft zu gründen. Das aber bedeutete, die Rückkehr der Kultur des Judentums als Facette unserer Gegenwart, hier und heute.

DAVID: 1987 führten Sie die seither jährlich im November stattfindenden internationalen Jüdischen Kulturtage in München ein. Diese Veranstaltungen – mit Musik, Gesang, Theater, Kabarett, Film, Lesungen, Vorträgen, Podiumsgesprächen, Ausstellungen u.a. – bekommen europaweit Resonanz. Können Sie uns sagen, wie viele Künstler bisher

auf Ihre Einladung hin zu Gast in der bayrischen Hauptstadt waren, und aus welchen Ländern sie kamen?

Snopkowski: Insgesamt waren in den letzten zwanzig Jahren an die 1.000 Künstler und Referenten bei uns zu Gast. Sie kamen aus Europa, aus Israel und sogar aus arabischen Ländern, und dann aus den USA und aus Südamerika.

Diese Zahl erhält eine zusätzliche Dimension wenn man bedenkt, wie viele Zuschauer und Zuhörer durch diese Künstler erreicht werden konnten, denn unsere Veranstaltungen sind schon seit den ersten Kulturtagen immer sehr gut besucht. Das Interesse der Münchener Bevölkerung für Musik, Gesang, Theater und Traditionen des Judentums ist ungewöhnlich groß.

DAVID: Welche Schwierigkeiten hatten Sie zu Beginn in den 1980er Jahren?

Snopkowski: In den ersten Jahren galt es, die entsprechenden Kontakte zu jüdischen Persönlichkeiten und Organisationen herzustellen, vornehmlich in Israel und den USA. Doch wir wollten auch das osteuropäische Judentum vorstellen. Das war damals allerdings nicht so einfach. Es gelang uns, das Jiddische Theater aus Warschau nach München zu holen, das bekanntlich neben dem Bukarester Jiddischen Theater das traditionsreichste Ensemble dieser Art auf der ganzen Welt ist. Große Resonanz fanden dann die Konzerte mit Klesmermusik, die wir in München zum ersten Mal veranstalteten und die auch immer wieder das deutsche Publikum begeistern. Zunächst war die Programmgestaltung nicht einfach, da uns das bescheidene Budget enge Grenzen setzte. Umso größer waren dann aber Echo und Erfolg unserer kulturellen Pionierarbeit.

DAVID: Erst seit Sommer 1993 steht Ihnen eine Teilzeitkraft zur Seite. Bis Oktober 1986 erledigten Sie Ihre Arbeit ohne eigenes Büro, und bis heute ist ihre Tätigkeit ehrenamtlich.

Snopkowski: Sie wird auch weiterhin ehrenamtlich bleiben. Denn der große Gewinn unseres Wirkens ist die Tatsache, daß die Jüdischen Kul-

Von den „Milchunruhen“ zur parteiischen Äquidistanz Der heutige Umgang mit Antisemitismus und Antizionismus in der Kommunistischen Partei Österreichs

 Stephan GRIGAT

Die KPÖ als Protagonistin antisemitischer Ressentiments in der Nachkriegszeit und als Sprachrohr des stalinistischen Antizionismus wurde hier bereits beschrieben. (siehe DAVID, Heft. 72, 2007) Die maßgeblich von KP-Funktionären initiierten „Milchunruhen“ samt der daran anschließenden Kampagne müssen als eine der massivsten parteikommunistischen Manifestationen von Antisemitismus außerhalb des Herrschaftsbereichs des Realsozialismus gelten. Die antisemitischen Ausfälle in der unmittelbaren Nachkriegszeit sollten der KPÖ ein Ankommen in der postnazistischen Gesellschaft ermöglichen. Ähnlich wie die anderen Parteien versuchten auch die Parteikommunisten durch Anbiederung an das nationalsozialistisch geprägte Bewußtsein der österreichischen Bevölkerung Unterstützung in eben dieser zu erlangen.

Das Verhalten während des Slansky- und Ärzteprozesses läßt sich in erster Linie aus dem Bedürfnis erklären, das stalinistische Herrschaftssystem unter allen Umständen zu verteidigen. Aufgrund des grassierenden Antisemitismus in der postnazistischen österreichischen Gesellschaft mag auch die Hoffnung bestanden haben, in eben dieser Gesellschaft Verständnis für das realsozialistische, als Maßnahmen gegen die „kosmopolitische Konspiration“ getarnte antisemitische Vorgehen zu wecken. Doch der ebenfalls aus der Zeit des Nationalsozialismus in die Demokratie in modifizierter Form übernommene Antikommunismus verunmöglichte eine erfolgreiche diesbezügliche Agitation selbst dann noch, wenn sie sich ausgesprochen populistischer Argumentationen bediente.

1968 wurde über die Auseinandersetzungen mit dem stalinistischen Antisemitismus und Antizionismus ein Teil des Kampfes zwischen Reformern und Dogmatikern in der KPÖ ausgetragen. Nachdem sich in diesem Kampf die Stalinisten durchgesetzt hatten, geriet die KPÖ in eine Position gesellschaftlicher Marginalität, aus der sie sich bis heute nicht befreien konnte.

In der Parteikrise 1990/91 nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus gab es keine öffentlich wahrnehmbaren Auseinandersetzungen über Antisemitismus und Antizionismus, aber nach Angaben ehemals führender Parteifunktionäre spielten antisemitische Ressentiments bei den Angriffen auf den reformorientierten Kurzzeitvorsitzenden Walter Silbermayr und seine Unterstützer durchaus eine Rolle.

Seit Anfang des neuen Jahrtausends gibt es in der KPÖ eine bemerkenswerte Entwicklung. Der parteiinternen Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Antizionismus kommt eine gewisse Bedeutung bei der versuchten Neupositionierung der KPÖ nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus zu. Gegen Ende ihres Bestehens öffnete sich die Theoriezeitschrift „Weg und Ziel“ einer kritischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus und Antizionismus in der Partei. (siehe Weg

und Ziel, Nr. 2, 1998) In den letzten Jahren spielte die Abgrenzung der Führungsebene der KPÖ von einem traditionellen Antiimperialismus, wie er von Teilen der KP und von linksradikalen Splittergruppen nach wie vor propagiert wird, auf dem Weg der Transformation der KPÖ zu einer Linkspartei mit einem irgendwie marxistisch gearteten Hintergrund eine wichtige Rolle. Anfänglich war die Kritik des Antizionismus allerdings ausgesprochen verhalten, und die Positionierung in bezug auf den Nahostkonflikt von einem veritablen Zick-Zack-Kurs gekennzeichnet.

In einem Bericht über eine Reise in die palästinensischen Gebiete vom April 2002 hatte Walter Baier, der Parteivorsitzende der Jahre 1994 bis 2006, noch die Politik der Sharon-Regierung als den „schlimmsten Feind Israels“ bezeichnet. Ein rechtskonservativer Demokrat an der Spitze des Staates wäre demnach eine größere Gefahr für Israel als antisemitische Terrororganisationen wie Hamas und Hisbollah oder auch als das iranische Regime. 2002 hielt Baier auf einer „Palästina-Solidarität demonstration“ in Wien vor der versammelten antiimperialistischen Linken einen Redebeitrag, in dem er zwar eingangs das „Existenzrecht des Staates Israel“ außer Zweifel stellte, aber dem israelische Militär unterstellte, es führe „keinen Kampf gegen den Terrorismus, sondern einen zur Einschüchterung, Erniedrigung und Demütigung des palästinensischen Volkes. Das ist kein Krieg für die Sicherheit Israels, sondern ein Krieg gegen die Menschlichkeit.“ Zwar warf er die Frage auf, ob man „in einem Land wie Österreich diese Kritik an der Politik des Staates Israel üben (kann), ohne antisemitische Vorurteile wachzurufen?“ Aber diese Frage wurde eindeutig bejaht: „Eine Antwort habe ich auf unserer heutigen Kundgebung gefunden: Hier sind nämlich viele, die vor wenigen Tagen gemeinsam gegen die Neo-Nazi-Kundgebung, deren Ziel ja darin bestand, die Verbrechen der Wehrmacht und die Verbrechen am europäischen Judentum zu leugnen, demonstriert haben.“ Vor dem Hintergrund dieses Rückfalls in die traditionsreiche Schuldabwehr der Linken, bei welcher der Hinweis auf den eigenen Antifaschismus stets als Freibrief zum Angriff auf Israel fungiert, überrascht es nicht, daß Baier seine Rede von 2002 mit der Parole beendete „Es lebe die Intifada!“, was er heute allerdings als „Fehler“ bezeichnet.

In einem Beschluß des Bundesvorstands der KPÖ vom April 2002 heißt es: „Wir distanzieren uns deshalb auch von jenen sich links definierenden Gruppen, denen es offensichtlich an Sensibilität gegenüber antisemitischen Tendenzen fehlt. Dieser Mangel hat sich zu einer ersten Belastung in der Solidaritätsbewegung entwickelt.“ Gleichzeitig wird von Israel die „Anerkennung der legitimen Rechte des palästinensischen Volkes, insbesondere das auf die Rückkehr in die Hei-

 Gerhard ZEINITZER

Eine politische Reise war es, die den ÖVP-Rathausklub Anfang April nach Israel führte. Gemeinsam mit Wissenschaftsminister und Landesparteiobmann Johannes Hahn absolvierte die Delegation der Volkspartei unter der Führung von Klubobmann Matthias Tschirf ein umfangreiches offizielles Besuchsprogramm im Nahen Osten. Gespräche mit den für Hochschulbildung, Wissenschaft und Forschung zuständigen Ministern Israels, ein Besuch des Österreichischen Hospizes, eine Führung durch das renommierte Weizmann-Institut, das nicht zuletzt auch Vorbild für das österreichische Exzellenzzentrum in Maria Gugging ist, sowie ein Treffen mit Alt-Österreicher/innen in Tel Aviv standen unter anderem auf dem Programm.

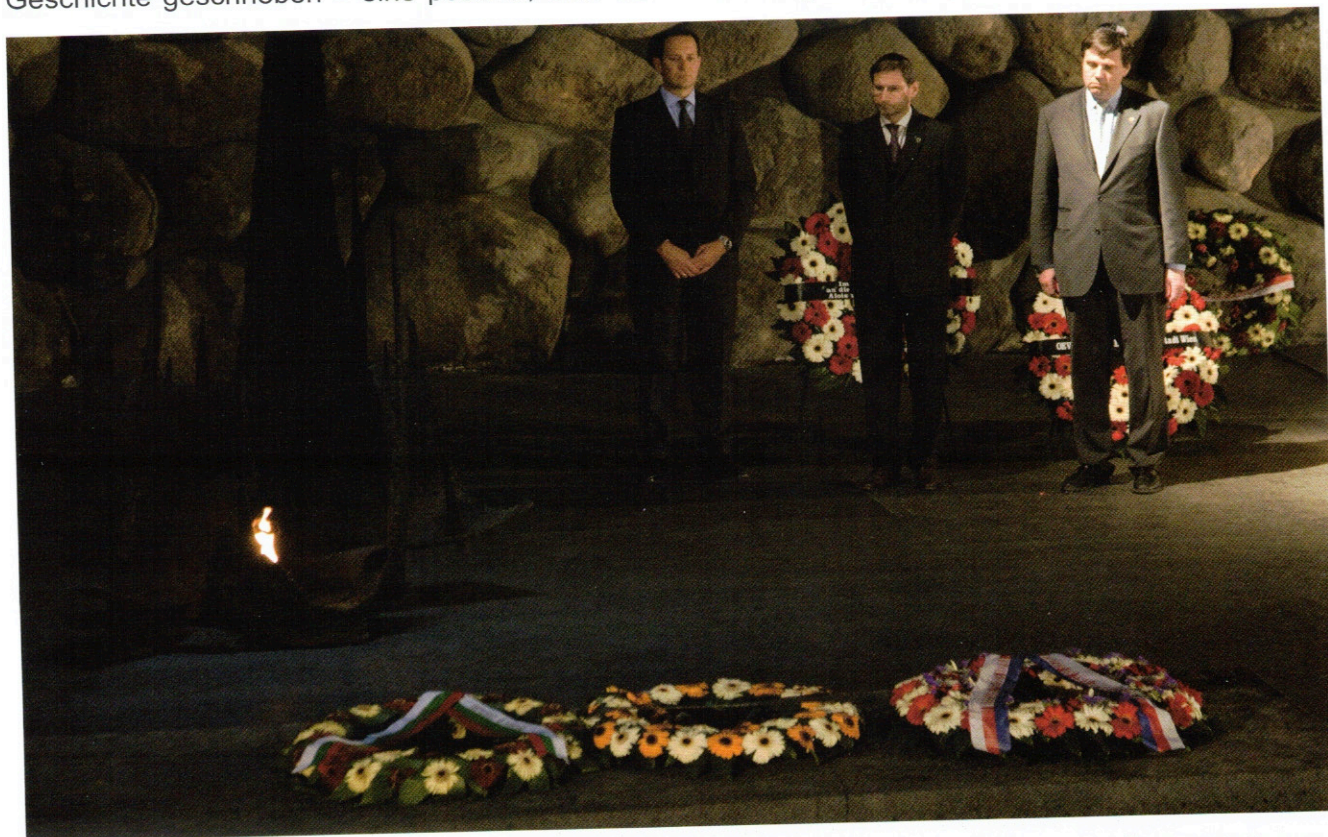
Gedenken

Beindruckender Höhepunkt war die Kranzniederlegung an der Gedenkstätte Yad Vashem. Tschirf: „Ein bewegender Moment für uns alle. Die Opfer der Shoah dürfen nicht vergessen werden.“ Auch am Grab des langjährigen Bürgermeisters von Jerusalem und Wiener Ehrenbürgers, Teddy Kollek, legte die VP-Delegation im Beisein der Familie Kollek einen Kranz nieder. „Dieser Mann hat zeitlebens Geschichte geschrieben – eine positive, eine Ge-

schichte der Versöhnung. Und er hat seine Wiener Wurzeln nie vergessen“, resümierte der VP-Politiker. Und Johannes Hahn: „Für mich ist der Besuch der Gedenkstätte Verpflichtung und nicht nur Pflichtprogramm. Yad Vashem steht für Andenken und Warnung, aber auch für Toleranz und gegenseitige Achtung im täglichen Miteinander. Die Gedenkstätte hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Mich freut, dass sich Yad Vashem zu dem Forschungszentrum über den Holocaust entwickelt hat und viele junge Menschen anzieht“.

Österreichische Polizist/innen helfen

In Ramallah, im palästinensischen Autonomiegebiet, ließen sich Klubobmann Tschirf, Stadtrat Norbert Walter, Wiedens Bezirksvorsteherin Susanne Reichard und der Vizepräsident des Stadtschulrats, Walter Strobl, die Situation der palästinensischen Verwaltung vor Ort erklären. Österreichische Polizistinnen und Polizisten stellen ihre Erfahrung und ihr Know-how für die Ausbildung örtlicher Kolleg/innen zur Verfügung. „Durch solche Maßnahmen hilft Österreich, nachhaltige Strukturen aufzubauen, die letztlich dem Friedensprozess dienen“, so Matthias Tschirf. „Wir haben viele Erfahrungen mitgenommen, die uns ein tieferes Bild der politisch heiklen Lage im Heiligen Land zeichnen“. ■



v.l.: Mag. Michael RENDI, österreichischer Botschafter in Israel, BM Dr. Johannes Hahn und ÖVP Klubobmann Dr. Matthias Tschirf

Real Time

Zeitgenössische israelische Kunst im Israel-Museum



Naomi Felice WONNENBERG

Sechs Dekaden nach der Staatsgründung macht man sich daran, im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten mit einer sechsteiligen Ausstellung, bei der jeder Teil ein Jahrzehnt zusammenfasst, einen Generalüberblick über den Kanon der israelischen Kunst zu bieten.



Yael Bartana, *Trembling Time (Erzitternde Zeit)*, 2001
Bereitgestellt von der Künstlerin Yael Bartana und dem Israel Museum, Jerusalem

Im Israel-Museum, das sich ja sozusagen als kulturelles Staatsheiligtum begreift, hat man den letzten verbleibenden Ausstellungsraum - alle anderen Räumlichkeiten sind noch auf Jahre wegen Renovierungsarbeiten geschlossen - der Ausstellung „Real Time“, einer Ausstellung über die letzte Dekade israelischer Kunst gewidmet. Der Kurator der Ausstellung Amitai Mendelsohn scheint noch stark unter dem Einfluss seiner populär gewordenen Reuven Rubin-Ausstellung zu stehen, in der er die frühen Jahre des Malers als dessen prophetische Zeit beschrieben hat. So sieht Mendelsohn in seinem Katalogtext zu „Real Time“ in der zeitgenössischen israelischen Kunst entweder eine Auseinandersetzung mit aktuellen Ereignissen oder eine Abwendung von solchen Ereignissen und Flucht in mystische Traumwelten. „Die frustrierende Routine [...], die Muster des Disasters (des israelischen Alltags) werden von den israelischen Künstlern in eine andere Art der Zeit übersetzt: eine mystische und prophetische Chronologie [...]“, so der Kurator für israelische Kunst am Israel-Museum. Allerdings sehe ich die religiöse

Überzeugung, das Prophetentum nicht in den Kunstwerken der heutigen israelischen Szene.

Selbst Künstler wie Adi Nes, die sich intensiv mit biblischen Themen auseinandersetzen erheben keinen Anspruch darauf, einen besseren Weg für den Nahost-Konflikt aufzeigen zu können. Diese Haltung scheint mir eher für Künstler typisch, die Israel nur kurz besucht haben. Der österreichische Künstler Peter Friedl etwa will mithilfe von Souvenir-Giraffen aus palästinensischen Zoos Mitleid für das Elend der Palästinenser erzeugen und perpetuiert damit das Bild dieser Volksgruppe als Lieblingsoffer des Westens. Eine solche Darstellungsweise lässt sich, wie auf der Dokumenta 2007 geschehen, auch markttechnisch geschickt ausnutzen. Doch zum israelischen Alltag gehört auch, als reales, überlebensnotwendiges Übel, die Armee. Konsequenterweise re-inszeniert Adi Nes, besagten in klassischer abendländischer Bildung, Leonardo da Vincis „Letztes Abendmahl“ mit israelischen Soldaten an der Tafel. Dieses monumentale Foto (185 x 235 cm), das mit 264.000.- US-Dollar im Jahr 2007 bei Sotheby's den höchsten Preis erzielte, der weltweit je für eine Fotografie bezahlt wurde, durfte in der Dekaden-Ausstellung natürlich nicht fehlen. Die Bruderschaft der Jünger-Soldaten, die Einsamkeit des todgeweihten, zentral sitzenden Soldaten und der Verrat durch einen unter ihnen sind meisterhaft in einem Militärspeisesaal dargestellt, wobei alle alltäglich und zufällig wirkenden Details vom Künstler intendiert und ausstattungsstechnisch exakt konstruiert sind.



Adi Nes, *Ohne Titel*, 1999, Photo bereitgestellt vom Künstler Adi Nes

Nachruf für Eeva-Elisheva und Adalbert Huber-Huber

 Theodor MUCH

Am 18.4.2008 starben meine guten Freunde Eeva und Adalbert (Berti) Huber in Siebenbürgen (Rumänien), als ihr mit Hilfsgütern für arme rumänische Juden vollbeladener Wagen von einem Raser, der selbst bei dem Unfall ums Leben kam, frontal getroffen wurde. Sie waren auf der Stelle tot, ein begleitender Kameramann (Georg Motylewycz) wurde schwer verletzt. Das Sederfest, das sie in Rumänien im Kreis ihrer Freunde feiern wollten, erlebten sie nicht mehr.

Bei derartigen Katastrophen wird stets gefragt: „Wie kann Gott es zulassen, daß gerade die Besten der Besten, Menschen, die nur Gutes tun, ein derartiges Schicksal erleiden müssen“, doch darauf wissen wir alle keine Antwort. Vielleicht sollte bei derartigen und ähnlich schlimmen Katastrophen nicht gefragt werden: „Wo ist Gott geblieben“, sondern vielmehr: „Wo ist der Mensch geblieben“? Doch wenn es Gerechtigkeit in unserem Universum gibt, dann wird Eeva und Berti Gerechtigkeit in einer besseren Welt widerfahren, denn dort werden sie an ihren guten Taten gemessen werden.

Berti wurde 1943 in Donnersbach geboren, er hatte 21 Geschwister (von denen jetzt nur noch 15 leben). Eeva, die einer Pastorenfamilie entstammte, erblickte 1946 das Licht der Welt in Helsinki. Eeva und Berti lernten einander 1968 in Deutschland kennen und heirateten 1969 in Bad Ischl. Der harmonischen Ehe entstammen zwei Kinder – Samuel (der jetzt in Finnland lebt) und Tamara. Berti arbeitete zuerst als Tapezierer, später als Pädagoge und Erzieher (er konnte mit Jugendlichen besonders gut umgehen), Eeva war freie Journalistin.

Durch ihr Elternhaus geprägt interessierte sich Eeva stets für das Schicksal armer und benachteiligter Menschen und nahm besonders Anteil am Leid des jüdischen Volkes (von dem im Elternhaus stets mit großem Respekt gesprochen wurde). Schon in frühen Jahren entstand bei Eeva die Liebe zum jüdischen Volk und zu Israel. Jahre später – in Öster-

reich – störte es sie sehr, wie wenig vom Schicksal der Juden im Nazireich gesprochen wurde, und auch die weit verbreiteten Vorurteile gegen Juden und das geringe Wissen der meisten Menschen über das Judentum schmerzten sie. Für sie war das weiterhin bestehende Leid so vieler armer Juden in manchen Ländern Europas unerträglich, sie beschloß, diesen Menschen – so weit es in ihren Kräften stand – zu helfen. Sie wollte aber auch etwas tun, damit Christen verstehen lernen, wie viel sie in ihrer eigenen Religion vom Judentum übernommen haben, um so zukünftigen Verfolgungen von Juden entgegen zu wirken.



Eeva-Elisheva und Adalbert Huber-Huber

Anfang der 80-er Jahre gründete Eeva den Verein „Hilfe und Hoffnung“, seither war sie Obfrau dieser Organisation. Bald danach bereiste sie die Sowjetunion, um all denjenigen Juden zu helfen, die wegen ihrer Absicht das Land zu verlassen, ihre Arbeitsstelle verloren und in Armut lebten. Neben Lebensmitteln und Geld brachte sie ihnen auch hebräische Literatur, ein Unterfangen, das damals nicht ungefährlich war. 1986 eröffnete sie mit

Hilfe einiger finnischer Freunde ein Hilfszentrum in der Schüttelstrasse im 2. Wiener Bezirk. Dort bekamen bedürftige Sowjetjuden, die in Wien oft lange auf die Weiterreise nach Israel oder die USA warten mußten, jede notwendige Hilfe, in Form von Nahrungsmitteln, Medikamenten, Kleidern und ärztlicher Hilfe. In der Schüttelstrasse gab es aber auch Konzerte, Filmabende und jüdische Feste für all diese Menschen. Außerdem organisierte Eeva in diesen Räumlichkeiten gemeinsame Veranstaltungen für Christen und Juden, im Sinne des interkonfessionellen Dialogs. Innerhalb von 5 Jahren besuchten rund 60.000 Menschen das von Eeva geleitete Zentrum. Mehrmals war sie auch unterwegs nach Budapest, wo sie die Durchgangslager für Sowjetjuden besuchte, um auch dort praktische Hilfe zu leisten. Seit 1990 verlagerte sie ihre hilfreiche Tätigkeit nach Rumänien und in die Ukraine (Czernowitz), um dort die verarmte Gemeinde und die jüdische Schule zu besuchen und die Armen mit

26 Dort wurde in der letzten Bauphase spätes des 14. Jh. bei der Erweiterung des Gebäudes der Fußboden auf der Ostseite um etwa 50 cm über die gesamte Länge erhöht.

27 So z.B. bei Maimonides und David ben Shlomoh Ibn Abi Zimra (*Radbaz*, Spanien 1479-1573 Kairo, *Shuut ha-Radbaz*, Teil 2, § 157); KERN-ULMER (1990), S. 80.

28 So beispielsweise im *Sefer Sheelot u-Teshuvot ha-Rashba*, § 96; angeführt bei KERN-ULMER (1990), S. 76f.

29 *Sefer Terumat Ha-Deshen Pesakim u-Ketavim*, § 119; zitiert nach KERN-ULMER (1990), S. 78f.

30 *Teshuvot ha Rambam Bd.2 § 215*; KERN-ULMER (1990), S. 113.

31 *Sefer Sheelot u-Teshuvot maharach Or Zaruha Teil 2 AZ § 203 (1)*; KERN-ULMER (1990), S. 147.

32 Response zu einer Löwenplastik auf dem Thoraschrein bei Josef ben Ephraim Caro (Toledo 1488-Safed 1575), *She'elot u-Teshuvot Avqat Rokhel*, § 63; nach KERN-ULMER (1990), S. 61. Dort finden sich u.a. auch Bemerkungen zu einem Parochet mit gestickten Abbildungen (Vögel) unter Verweis auf die Entfernung der Abbildungen in der Synagoge von Köln nach einer Response Rabbenu Elijaqim und ein Verweis auf die Darstellung von Vögeln und Pferden in einer Synagoge in einer Korrespondenz zwischen R. Ephraim und R. Joel. *She'elot u-Teshuvot Avqat Rokhel*, § 66, nach KERN-ULMER (1990), S. 119f.

Zu einem Streit um einen bestickten Parochet in der Synagoge von Padua siehe ebenfalls bei Josef ben Ephraim Caro, *She'elot u-Teshuvot Avqat Rokhel*, § 65, nach KERN-ULMER (1990), S. 119.

33 Bei Me'ir ben Barukh von Rothenburg, *Sefer Shut Maharam ben R. Barukh*, §25; KERN-ULMER (1990), S. 114

34 *Sefer Terumat Ha-Deshen Pesakim u-Ketavim*, Teil 1 §

353; KERN-ULMER (1990), S. 48.

35 „...vielleicht habt ihr bei einem früheren Kommentatoren gefunden, daß an den Plätzen, wo die Frauen in der Synagoge sitzen, Männer nicht eintreten, weil der Ort für Frauen ist...“ *Rashba*, *Sefer Sheelot u-Teshuvot ha-Rashba*, Teil 2, § 52 und § 182), nach KERN-ULMER (1990), S. 27 und 47. „Die Plätze, auf denen Frauen in der Synagoge sitzen, sind ein für Frauen abgesonderter Ort und Männer treten dort nicht ein, wenn die Frauen dort sitzen. Wir wissen nicht, was dort vorgeht (...).“ *Sefer She'elot u-Teshuvot ha-Rashba*, Teil 5 § 139; nach KERN-ULMER (1990), S. 48.

36 KESSLER (2004), S. 41.

37 *Sefer Leket Yosher*, S. 28, KERN-ULMER (1990), S. 160.

38 ECKERT, W.P.: Aus den Akten des Trientiner Judenprozesses, in: *Judentum im Mittelalter*, hg. v. P. Wilpert und W.P. Eckert, 1966, S. 283-336, hier S. 329.

39 *Sefer Leket Yosher*, S. 31, KERN-ULMER (1990), S. 104f.

40 „... ich habe in allen Ländern, die ich bereiste, gesehen, daß sie feste Synagogenplätze mit Gittern zwischen den Plätzen hatten“ Ascher ben Jechiel (*Asheril/Rosh*, ca. 1250-1329 Toledo), *Shut leha-Rav Rabbenu Asher*, Teil 5, § 3; nach KERN-ULMER (1990), S. 101ff; Zur Sitzverbreiterung: *Rashba*, *She'elot u-Teshuvot ha Rasbah ha-mejuchasot leha Ramban* (Zolkiew 1793), § 26, KERN-ULMER (1990), S. 101; Verbot der Erhöhung von Synagogensitzplätzen sowie Mietpreise und Mietrecht für Synagogensitzplätze bei Jitzachq bar Sheshet Perfet (*Barfat/Ribash* (Rivash)), Barcelona 1326-1408 Algier), *She'elot u-Teshuvot ...bar Sheshet*, § 259, § 253, bei KERN-ULMER (1990), S. 102-104.

Atelier Färbergasse

The Atelier Faerbergasse is a foundation dedicated to the appreciation, preservation and promotion of traditional textile art. Located in the 'Dyers' street' at the centre of Vienna's old textile quarter, it aims to provide a link with an important part of the city's past, and a window on the age-old techniques of dyeing, spinning and weaving.

The foundation collects both old and contemporary weavings from around the world, and through a programme of thematic exhibitions, lectures and concerts, is able to emphasise these artefacts' cultural significance and bring them to a wider audience.

**Atelier Färbergasse,
1010 Wien,
Färbergasse 6 (Am Hof),
Tel: +43 699 816 023 68,
www.glocalart.org**



Online jederzeit für Sie da!

www.wgkk.at

Wiener
Gebietskrankenkasse

WGKK

kollidieren sollten. In bezug auf eine über dem Synagogenraum gelegene Dachkammer heißt es bei Meir ben Baruch von Rothenburg: „Eine Dachkammer über der Synagoge ist erlaubt, man sollte jedoch größte Vorsicht walten lassen und dort keine profanen, niederen oder unanständigen Taten vollbringen.“¹⁸ Weitere hier nur am Rande erwähnte Responsen behandeln u.a. das Verbot des Bauens an Feiertagen oder den Verkauf der Synagoge.¹⁹

Die den Innenraum der Synagoge und seine Gliederung wesentlich bestimmenden Einrichtungsgegenstände sind der Toraschrein und die Bima. Auch hier geben zahlreiche Responsen Auskunft zu Gestalt, Lage, Material und Nutzung dieser Einrichtungen. Die Lage des Toraschreins ist durch die Gebetsrichtung vorgegeben und soll sich daher an der nach Jerusalem zugewandten Seite, im europäischen Raum also auf der östlichen oder südöstlichen Seite befinden. Diese Position ist sowohl bei Maimonides als auch im *Tur* und im *Schulchan Aruch* fixiert.²⁰ Die Orientierung der Räume kann jedoch, bedingt durch den Zeitpunkt und die Methode der Ostung deutlich von der idealen Ost-Westachse abweichen (z.B. Bruck a.d. Leitha 20° und Korneuburg 12° in südliche Richtung). Oftmals musste auch die Orientierung an den Parzellengrenzen erfolgen (Hainburg, Neulengbach, Mödling).

Toraschreine konnten entweder als Holzschränke vor die Wand gestellt oder als Nische in die Wand eingelassen werden. Zur Breite des Schreins, bzw. der Nische heißt es bei Meir ben Baruch von Rothenburg: „Es ist vorzuziehen, den Aron breit anzufertigen und die Rollen flach hinzulegen.“²¹ Die vielen Äußerungen zu dieser Thematik zeigen, dass die Rollen in der Praxis meist im Schrein aufrecht aufgestellt wurden.²² Der Schrein selbst wurde bereits im Mittelalter mit einer Tür und einem Vorhang (*Parochet*) verschlossen.²³ Eine Response Joseph ben Moses scheint darauf hinzudeuten, dass offenbar auch zwei oder mehrere Toraschreine nebeneinander üblich waren.²⁴ Ebenfalls bei Joseph ben Moses wird auch eine Plattform genannt, die sich in der Synagoge in Wiener Neustadt auf der Seite des Toraschreins befand und von den Kohanim genutzt wurden.²⁵ Ausgrabungsbefunde an der Synagoge auf dem Judenplatz in Wien bestätigen eine solche Erhöhung des Fußbodens auf der Ostseite.²⁶

Die Regel, die Bima in das Zentrum des Synagogenraumes zu stellen, wird im gesamten mittelalterlichen aschkenasischen Kulturkreis generell befolgt und selbst von sephardischen Religionsgelehrten verlangt.²⁷ Maßangaben zur Höhe und Breite der Bima finden sich in der Responsenliteratur ebenso wie Hinweise auf Material oder Brüstungshöhe.²⁸ In Bezug auf den Zugang zur Bima ist eine Response Isserleins bemerkenswert. Auf die Frage, ob man beim Toraaufruf auf den „Turm“ (Migdal=Bima) durch die östliche oder die westliche Öffnung hinaufsteigen und hinabgehen soll, lautet seine Antwort: „Ich pflege, von der meinem Platz am nächsten liegenden Seite hinaufzusteigen, und ich steige an der meinem Platz entfernten Seite hinab; wie

wir sagen, dass derjenige, der das Vestibül betritt von der kürzesten eintritt und von der am weitesten entfernten hinausgeht.“²⁹ Die Frage ist insofern von Bedeutung, da sie zwei Voraussetzungen impliziert: Erstens werden zwei gegenüberliegende Aufgänge zur Bima genannt. Zweitens liegen diese auf der Ost-, bzw. Westseite und damit auch einer auf der Seite des Lesepultes. Unterschiedlichste Beispiele zeigen jedoch, dass auch Zugänge von Norden und Süden oder über die Ecken üblich waren. Ausgrabungsbefunde in Wien und Sopron weisen darauf hin, dass im österreichischen Raum die Anlage einer Bima mit hexagonaler Grundform als regionale Sonderform üblich war.

Die Frage nach der Ausschmückung der Synagoge mit bildlichen Darstellungen auf Wand- und Fenstermalereien oder auf in der Synagoge aufgehängten Textilien wird in den Responsen kontrovers diskutiert. Maimonides antwortet auf die Frage nach einem Verbot halbplastischer, bzw. flacher Bilder in der Synagoge: „Wir schließen die Augen beim Gebet (...) gleichgültig ob eine Parochet oder eine bemalte Wand da ist (...).“³⁰ Dennoch wird immer wieder die Entfernung von Wandmalereien oder Fensterbildern gefordert. Berufen wird sich dabei auf zwei Fälle, nämlich die Anordnung des Eljaqim ben Joseph von Metz (12. Jh.), mit Löwen und Schlangen bemalte Glasfenster in der Synagoge zu Köln zu entfernen, sowie auf Or Sarua, der sich diesbezüglich äußert: „Ich erinnere mich, als ich, der Verfasser noch eine kleiner Junge war, und sie in der Synagoge in Meißel Vögel und Bäume malten, entschied ich, dass es verboten sei, dies zu tun (...).“³¹ Auch bei der Diskussion um Figurenplastiken auf einem Toraschrein oder Parochet mit gestickten Abbildungen wird auf diese älteren Responsen verwiesen.³² Das Spektrum der Fragen zur angemessenen Ausstattung der Synagoge reichen bis zur Legitimation eines Teppichs auf einem Steinfußboden.³³ Die immer wieder aufflammenden Diskussionen um das Abbildungsverbot zeigen deutlich, dass die Ausschmückung der Synagoge mit Wand- und Fenstermalereien, bestickten Teppichen oder Skulpturenschmuck auch mit figürlichen Darstellungen im Mittelalter üblich war und ungeachtet des Verbots unterschiedlich frei gehandhabt wurde.

Einen Einblick in die Praxis der Geschlechtertrennung in der Synagoge gibt eine Reihe von Responsentexte, wobei weniger die Frage der Trennung selbst, als die damit verbundenen praktischen Konsequenzen erörtert werden. Im Hinblick auf die räumliche Abgrenzung von Männer- und Frauenbereichen werden überwiegend Fragen der Sitzplatzvergabe behandelt. Isserlein muss dabei feststellen „daß bezüglich der Frauensitzplätze (...) die Männer im allgemeinen nicht wissen, welcher Platz jeder einzelnen Frau gehört.“³⁴ Hier wird deutlich, dass der Bereich der Frauen für Männer meist nicht zugänglich war.³⁵ Jedoch wurden die Frauenräume wegen ihrer geringeren Heiligkeit außerhalb der Gottesdienste auch von Männern an bestimmten Festtagen zum Übernachten genutzt.³⁶ Mit Bezug

Mittelalterliche Synagogen im österreichischen Raum im Spiegel zeitgenössischer rabbinischer Responsen

 Simon PAULUS

Die reichhaltige Literatur der rabbinischen Responstexte ist eine gesonderte Erscheinung im Fundus schriftlicher Zeugnisse aus dem Mittelalter. Die zu meist schriftlich erteilten Gutachten und Kommentare auf Anfragen zur Halacha und Orthopraxie wurden im Umkreis der mittelalterlichen Gelehrtenschulen in Sammlungen zusammengefasst und weitergegeben. Sie befassen sich mit allen Gebieten des religiös geprägten Alltags und bieten damit einen wertvollen Einblick in die Lebenswelt jüdischer Gemeinden des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Es liegt nahe, dass jene Quellen auch für den Bauhistoriker mitunter aufschlussreiche Informationen enthalten, die das Wissen um den Bau und die Einrichtung der Synagogenbauten des Mittelalters um neue Erkenntnisse bereichern können. Gerade einige Responsen von Rabbinern, die im österreichischen Raum wirkten, erweisen sich in dieser Hinsicht von besonderer Ergiebigkeit.¹

An vorderster Stelle sind hier die u.a. im *Sefer Leket Josher* überlieferten Responsen des Israel ben Petachya Isserlein (*Maharai*, 1390-1460) zu nennen. Der Verfasser des *Leket Josher*, der ursprünglich aus Höchstädt in Bayern stammende Joseph (Jossel) ben Moses (1421-1490?), war Schüler des überwiegend in Wiener Neustadt wirkenden Isserlein, der hier eine der bedeutendsten jüdischen Gelehrtenschulen des Spätmittelalters etabliert hatte. Isserlein entstammte einer angesehenen österreichischen Gelehrtenfamilie; sein Urgroßvater war R. Israel aus Krems, sein Onkel Aaron Blümlin (Plumel).²

Zieht man ergänzend noch einige Aussagen, bzw. Lehrmeinungen weiterer einflussreicher Lehrmeister hinzu, wie beispielsweise die des in Worms wirkenden bedeutenden Rabbiners Meir ben Baruch von Rothenburg (*Maharam Rothenburg*, 1215-1293), seinerseits ein Schüler des zeitweise in Wien ansässigen großen jüdischen Rabbiners Isaak ben Or Sarua (vor 1200-um 1250), so ergibt sich ein komplexes Bild jener Lebensumstände, in der die Synagoge und ihre architektonische Erscheinung eingebunden war. Das Spektrum dieser in den Responsen behandelten Fragen zum Themenkomplex reicht von Kommentaren zu vermögensrechtlichen

Fragen und liturgischen Forderungen bis hin zu gestalterischen Aspekten hinsichtlich Bau und Ausstattung der Synagogen. Konkrete Bauvorschriften bezüglich Größe, Erscheinung und Anlage werden jedoch nicht ausgesprochen. Vielmehr sind es funktionale Problemstellungen, die ausgehend von konkreten Fallbeispielen zu verallgemeinerten Lösungsansätzen führen.

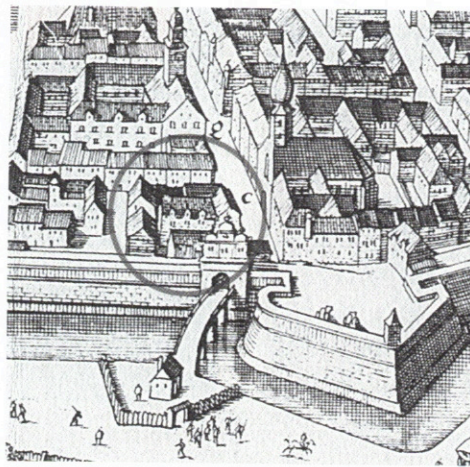


Abbildung 2: Graz, Darstellung der ehemaligen spätmittelalterlichen Synagoge in der Stadtansicht von Matthäus Merian von 1635

Die Synagoge wird in der halachischen Literatur als heiliger Ort eingestuft. In einem Kommentar des Joseph ben Moses heißt es dementsprechend auch, dass „unsere Synagoge ein kleines Heiligtum, von der Heiligkeit wie der Vorhof (des Tempels), in welchem geopfert wurde, sei.“³ Bezüge zum Tempel werden daher auch in der Ausstattung der Synagoge immer wieder hergestellt. Ein eindrucksvolles Beispiel stellt die um 1350 entstandene Synagogentür der Mödlinger Synagoge dar, die nach der Vertreibung der Gemeinde und Profanisierung der Synagoge 1420 lange Zeit als Tür des Stadtarchivs im Rathaus diente und sich heute im Besitz des Museums der Stadt im Thonetschlössl befindet (s. Abbildung).⁴ Die mächtige, aus Eisenplatten zusammengenietete Tür wird durch eine stilisierte Darstellung der *Menorah* dominiert, die aus Eisenbändern zusammengesetzt ist. Als Ausstattungsstück der Inneneinrichtung kommt auch dem Chanukahleuchter eine besondere Bedeutung zu, da er vielfach mit der *Menorah* symbolisch gleichgesetzt wurde. Eine Response Isserleins stellt die verschiedenen Positionen vor, die seit dem 11. Jahrhundert zur Platzierung des Leuchters in der Synagoge diskutiert wurden: Entgegen Salomon ben Isaak (*Raschi* 1040-1105), der von einer Orientierung der *Menorah* des Tempels an der Ost-Westachse ausging, favorisieren Maimonides und Moses von Coucy die Aufstellung des Leuchters am südlichen Ende der Nord-Südachse, da ihrer Ansicht nach die *Menorah* des Tempels auf der Südseite des Vorraums im Tempel (*Hechal*) stand. Diese Position wird auch von Jacob ben Ascher im *Tur* vertreten: „Und in der Synagoge stellen wir (die *Menorah*) im Süden auf zur Erinnerung an die (Tempel-) *Menorah*.“⁵ Aus einer Bemerkung zur Positionierung des Chanukahleuchters in der Synagoge bei Meir ben Baruch

kratischen Grundsätzen und nach dem Prinzip der Gewaltenteilung. Und das ist deutlich besser so. Durch die Trennung der religiösen von den politischen Institutionen kümmert sich jede um ihren Bereich. Sie können natürlich kooperieren, sich gegenseitig unterstützen, doch für ihr Handeln und ihre Entscheidungen sind sie jeweils selbst verantwortlich.

Heutzutage nimmt der Einfluss der Kirche oder der Religion in bestimmten Teilen der Welt immer mehr ab, und auch die Werte der Familie gehen immer mehr verloren. Die Rolle geht damit auf die laizistische Erziehung über, und es liegt in ihrer Verantwortung, die Entwicklung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten der jungen Generationen fortzuführen. Aber das spirituelle, oder, falls Sie das bevorzugen, das religiöse Leben, ist etwas anderes, Persönlicheres. Und schließlich darf man auch diejenigen nicht vernachlässigen, die nicht gläubig sind, die Atheisten. Sie werden immer zahlreicher und sind oftmals Menschen von sehr hoher Güte. Das ist alles ganz schön kompliziert.

Sind Sie persönlich von den neuen chinesischen Vorschriften über die Reinkarnation der Dalai Lamas, die am 1. September 2007 in Kraft getreten sind, betroffen? (Das Gesetz erlaubt Wiedergeburten nur auf dem Boden Chinas, also auch auf dem Tibets. Buddhisten, die außerhalb der Volksrepublik wiedergeboren werden, werden nicht vom Staat anerkannt. Davon betroffen ist auch die Wahl des nächsten Dalai Lama, der in Indien lebt; Anm. von Save Tibet.)

Die neuen Maßnahmen hinsichtlich der Reinkarnation? Sie scherzen! Zuerst einmal machen diese Vorschriften deutlich, dass im Gegensatz zu den Behauptungen der chinesischen Behörden die religiöse Freiheit in Tibet nicht respektiert wird. In der Praxis sind die Mönche verpflichtet, an sogenannten „Sitzungen zur patriotischen Erziehung“ teilzunehmen und anschließend Prüfungen abzulegen, in denen sie mich verleugnen und der kommunistischen Partei die Treue schwören müssen. Dann beweist dieser bizarre Beschluss, dass seine Urheber, die sich in gewisser Weise bemühen, „Reinkarnationsgenehmigungen“ zu erteilen, nichts von der Reinkarnation oder dem Buddhismus verstehen. Sie sollen sich informieren, studieren, lernen – dann sehen wir weiter! Sie denken, dass eine Anordnung oder eine Vorschrift ausreicht, um alles unter Kontrolle zu haben und ihre Macht über den Geist der Menschen ausweiten zu können. Aber so funktioniert das nicht. Wenn sie nur ein wenig aufmerksamer gegenüber der Realität wären, die sie umgibt, würden sie das merken. Ob diese Maßnahmen mich direkt betreffen? Wahrscheinlich. Sie wissen, wie ich denke: Die Institution des Dalai Lama ist eine menschliche Institution, die als solche dazu bestimmt ist, eines Tages zu verschwinden. Ihre unmittelbare Zukunft hängt von den Tibetern ab. Wenn sie es möchten, wird die Institution fortbestehen. Wenn sie der Ansicht sind, dass ihre Zeit gekommen ist, kein Problem. Nach der buddhistischen Tradition kehrt man auf die Erde zurück, um eine Aufgabe zu

vollenden, die man während seines Daseins nicht zu Ende bringen konnte. Der Dalai Lama wird, wenn nötig, zurückkehren und befindet sich außerhalb der Reichweite einer autoritären Macht.

Für mich ist all das kaum von Bedeutung. Ich bin der vierzehnte einer langen Ahnenreihe – nicht der beste, aber auch nicht der schlechteste der Dalai Lamas. In jedem Fall aber haben die Chinesen aus mir den populärsten gemacht!

Beunruhigt Sie die in Gang gebrachte Annäherung zwischen Neu-Delhi und Peking?

Für die Zukunft Asiens ist es überlebenswichtig, dass Indien und China – zwei Länder, die gemeinsam über zwei Milliarden Einwohner zählen – eine auf gegenseitigem Vertrauen begründete, echte Beziehung der guten Nachbarschaft aufnehmen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist Tibet eine zentrale Herausforderung für beide Seiten. Solange die Tibeter nicht frei sind, besteht die Gefahr einer Krise. Und um sich vor unangenehmen Überraschungen zu schützen, wird die chinesische Regierung auf militärische Macht setzen. Indien seinerseits muss sich dieser Bedrohung entgegenstellen und seine Armee entlang seiner nördlichen Grenzen, die noch nicht einmal eindeutig festgelegt sind, stationieren. Unter diesen Umständen ist es schwierig, Bedingungen für eine solide Beziehung zu schaffen.

Eine Annäherung zwischen Indien und China liegt im Übrigen auch im Interesse der Europäischen Union und der Vereinigten Staaten, und sei es nur im Hinblick auf eine positive Handelsentwicklung. Denn das alles hängt zusammen. Deshalb ist Tibet wichtig. China wird den Platz, den es für sich einfordert und der ihm in der Welt zukommt, nicht durch eine zügellose Kolonialpolitik sichern. Nehmen Sie zum Beispiel die europäischen Länder: Sie haben ihren ehemaligen Kolonien schließlich ihre Unabhängigkeit zurückgegeben. China kann diesen Weg nicht unbegrenzt weitergehen. Es kann nicht einerseits vorgeben, Zivilisation und Moderne nach Tibet zu bringen, und andererseits alles, was seine Besonderheit ausmacht, insgeheim verschwinden lassen. Es ist offensichtlich, dass Tibet aus einem ausgeglichenen Verhältnis zu China Nutzen ziehen kann – jedoch nicht unter den Bedingungen der Unterwerfung, die ihm derzeit auferlegt werden.

Zwischen Indien und Tibet bestehen jahrhundertealte Beziehungen, in gewisser Weise von Lehrer zu Schüler. Dort liegt der Ursprung unserer Traditionen, und in schwierigen Zeiten wendet sich Tibet Indien zu. Ein harmonisches Miteinander dieser heiklen „Ménage à trois“ käme allen zugute. Allgemeiner betrachtet werden Sie mir zustimmen, dass Tibet eine Prüfung für alle Demokratien ist. ■

Übersetzung: Tanja Felder

Das Gespräch führte Claude B. Levenson für die Zeitschrift Politique Internationale, dem exklusiven Kooperationspartner von Cicero in Frankreich

Entnommen mit freundlicher Genehmigung der Save Tibet Info Nr. 47.

„Ich will eine echte Autonomie“ Interview mit dem Dalai Lama

 Tanja FELDER

Wird der Dalai Lama von führenden Politikern empfangen, hagelt es Proteste. Zuletzt löste sein Besuch bei Angela Merkel heftige Reaktionen der chinesischen Regierung aus. Doch das lässt den Religionsführer ungerührt.

Nur wenige Persönlichkeiten haben eine ähnliche internationale Stellung wie Sie. Und doch äußern die chinesischen Behörden, wohin auch immer Sie reisen, ihren Unmut. So erst damals anlässlich Ihrer Unterredung mit Angela Merkel in Berlin. Wie denken Sie darüber?

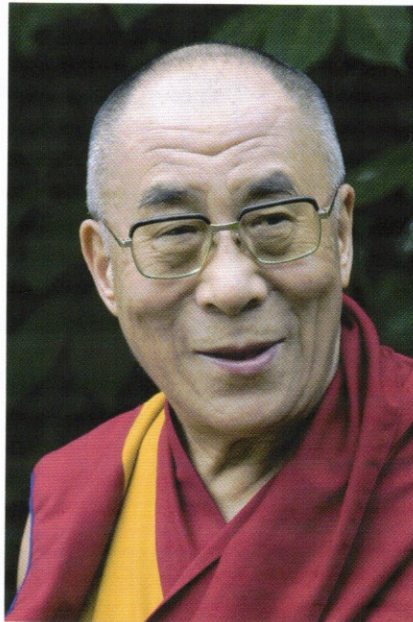
Die Reaktionen der chinesischen Behörden sind immer dieselben. Das ist zur Gewohnheit geworden, für gewöhnlich folgen diesen Protesten keine weiteren Konsequenzen. Was soll ich dazu sagen? Ich bedauere, dass durch diese Besuche den Menschen, die mich einladen, Unannehmlichkeiten entstehen, dass sie in Verlegenheit gebracht werden. Wissen Sie, ich habe bei Politikern ein interessantes Phänomen beobachtet: Bis auf einige wenige Ausnahmen treffen sie sich mit mir, solange sie noch keine Minister oder Präsidenten sind. Danach meiden sie mich, um Peking nicht zu verstimmen: Die wirtschaftlichen Beziehungen mit China gewinnen die Oberhand... Aber mit all dem habe ich nichts zu tun. Die Verantwortlichen Chinas behaupten, dass Tibet ihnen gehört und dass allein die Tatsache, darüber zu sprechen oder mich zu empfangen, eine Einmischung in innere chinesische Angelegenheiten darstellt.

In Wirklichkeit sind es jedoch die Führer Chinas, die den anderen ihr Verhalten vorschreiben. Finden Sie diese Haltung nicht ein wenig eigenartig?

Man könnte meinen, die chinesische Regierung verfüge in bestimmten Ländern über besondere Rechte und würde bevorzugt behandelt, selbst wenn sie sich in Dinge einmischt, die sie nichts angehen!

Was wissen Sie über die aktuelle Situation in Tibet?

Die Situation ist schwer einzuschätzen. Soweit ich



S. H. Dalai Lama XIV.
Foto: Save Tibet

weiß – und die Neuankömmlinge bestätigen das (jährlich fliehen 2.000 bis 2.500 Tibeter nach Indien, Anm. von Save Tibet) –, gibt es in den Städten immer mehr Chinesen: Unter dem Deckmantel der Modernität

hat sich Lhasa in eine chinesische Stadt verwandelt. Da sie nun in der Mehrheit sind, drängen sie anderen ihre Art zu leben, ihren Geschmack, ihre Musik, ihre Gewohnheiten auf – zum Nachteil der tibetischen Traditionen. Und die Tibeter können nichts dagegen sagen, denn wenn sie die Stimme erheben, werden sie sofort unter dem geringsten Vorwand misshandelt und des „Separatismus“ bezichtigt.

Ob es die chinesischen Behörden zugeben oder nicht: Derzeit ist eine Art kultureller Völkermord im Gange, auch wenn Tibet in der Volksrepublik derzeit sehr „in“ ist. Sehen Sie sich die jungen Flüchtlinge an, die nach Indien kommen: Sie sprechen ihre eigene Sprache nur schlecht, reden stattdessen Chinesisch, eine Sprache, die sie ebenso wenig beherrschen. Frühere Exilanten erhielten eine tibetische Erziehung

und Bildung, sodass sie für sich eine Identität herausbilden konnten, obwohl die spirituelle Identifikation beiderseits des Himalaya weiterhin stark ist.

Sind die Olympischen Spiele in Peking eine Gelegenheit, der Stimme Tibets Gehör zu verschaffen?

Ich habe meinen Standpunkt klargemacht, seit ich weiß, dass die Olympischen Spiele 2008 in Peking stattfinden werden. Niemand hat ein Interesse an einer Ausgrenzung Chinas. Vielmehr müssen wir es dabei unterstützen, seinen Platz in der internationalen Staatengemeinschaft zu finden. Jedoch unter der Voraussetzung, dass es sich an die Regeln hält und die Menschenrechte achtet, wozu seine Führer sich mit ihrer Bewerbung verpflichtet haben. Dies scheint nicht wirklich der Fall zu sein, vor allem im Hinblick auf Tibet. Die Situation dort ist weiterhin sehr besorgniserregend. Im Namen der Sicherheit häufen sich die Zwangsmaßnahmen, und die Tibeter sehen kein Licht am Ende des Tunnels. Daher rühren auch die vermehrten Zusammenstöße in den Städten. Die Olympischen Spiele sind eine gute Gelegenheit,

vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich – Stab-Hilfskommission für Vereine, Organisationen und Verbände“ vom 13. April 1939 wurde der Tempelverein aufgelöst und das Eigentumsrecht für die „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ einverleibt. Kurz darauf wurde an Robert Supperer veräußert. Infolge Beschlusses der Rückstellungskommission beim Landesgericht für Zivilrechtsachen Wien vom 16. Jänner 1948 wurde die Einleitung des Rückstellungsverfahrens vorgemerkt. Es wurde ein Vergleich abgeschlossen und das Eigentumsrecht für die IKG Wien nach Zahlung eines Entschädigungsbetrages von ATS 2.158,52 einverleibt (25. Jänner 1949). Wie bereits erwähnt, wurde diese Liegenschaft im Jahre 1953 gleichzeitig mit der Neudegggasse 12 (8. Bezirk) an die Stadt Wien verkauft. Errichtet wurde ein Wohnbau, welcher ein deutlich größeres Bauvolumen einnimmt.

21., Holzmeistergasse 12 (1876-77)

[D. van de Merwe]

Eigentümer im November 1938: Israelitische Kultusgemeinde (Wien)

Laut grundbücherlichem Eintrag wurde die Liegenschaft mit Kaufvertrag vom 29. Juli 1890 von der IKG Floridsdorf gekauft. Ungefähr zwanzig Jahre später, am 14. März 1911, erfolgte die Übertragung an die IKG Wien. Am 30. April 1941 mußte die IKG Wien an das Ehepaar Alois und Marie Zacharias, Fuhrwerksunternehmer, zwangsverkaufen. Im folgenden Jahr wurde zu deren Gunsten das Eigentumsrecht einverleibt. Das Rückstellungsverfahren wurde am 21. Dezember 1947 von der IKG Wien mittels Antrag eingeleitet. In etwa ein Jahr verstrich, bis das Verfahren im Sinne des Antragstellers erledigt war und am 24. Dezember 1948 infolge Erkenntnis der Rückstellungskommission die Liegenschaft auf die IKG Wien umgeschrieben wurde. Fast ein halbes Jahrhundert später (29. Juni 1995) wurde das Eigentum zur Gänze für die Helwig-Kritsch Privatstiftung einverleibt. Hier fehlen leider Unterlagen zu den Urkunden, aufgrund derer Elfriede Kritsch, Elfriede Lindner, Margarete Landertshammer und Herbert Kritsch Miteigentümer der Liegenschaft wurden – diese haben dann ihre Anteile in die Stiftung eingebracht. Die Neubautätigkeit wurde jedenfalls im Zeitraum 1982-84 abgewickelt.

23., Dirmhirngasse 112 (1900 / Umbau 1922)

[C. Mandl; F. Polak]

Eigentümer im November 1938: Israelitischer Bethausverein Liesing

Johann Jacob Japanek kaufte am 18. Mai 1899 im Auftrag des Bethausvereins von Josefa Lehner das Grundstück mit der Katasterzahl 484/3, damals noch mit „Karlgasse“ bezeichnet (Atzgersdorf). Am 4. September 1939 wurde die

Liegenschaft aufgrund eines Vertrages vom 22. Juli 1939 je zur Hälfte für das Ehepaar Janofsky einverleibt. Auf Grund des Todes von Franz Janofsky ging das Grundstück am 30. Oktober 1941 in den Besitz von Leopoldine Janofsky über. Dem Eigentümer wurde per Bescheid das Abtragen der Baulichkeiten und die Gehsteigwiederherstellung aufgetragen (1942). Am 11. Februar 1949 wurde das Grundstück aufgrund eines Schreibens vom 20. Dezember 1948 in die Obhut eines öffentlichen Verwalters übergeben. Im Jahre 1952 wurde ein Rückstellungsverfahren durch die Rückstellungskommission durchgeführt, welche beschloß, das Grundstück der Israelitischen Kultusgemeinde Wien zu übertragen. In weiterer Folge ging am 13. Juli 1972 das Grundstück in das Eigentum von Walter Schulz über. Das Eigentum wurde am 28. April 1989 für Herbert Eichhorn einverleibt, welcher drei Jahre später an Peter Kerkoc veräußert. Im Juni 1993 wurde zugunsten der „Z Leasing ATLAS Immobilien Leasing Gesellschaft m.b.H.“ ein Baurecht bis zum 1. Jänner 2034 begründet, um die Liegenschaft neu zu bebauen (Fertigstellung: 1996); mit dem Baurecht war auch ein Vorkaufsrecht betreffend die Liegenschaft für die Baurechtsnehmerin sowie ein Übernahmsrecht betreffend das Baurecht für den Baurechtsgeber verbunden. Die Baurechtsnehmerin wurde im Oktober 1996 mit der Unicom Immobilien Gesellschaft verschmolzen. Am 20. September 2000 schenkte Peter Kerkoc die Liegenschaft der APK Holding Privatstiftung. ■

Danksagung

Besonderer Dank gilt den Studierenden der immobilienwirtschaftlichen Lehrgänge an der TU Wien, welche durch ihre umfassenden Recherchen einen wesentlichen Beitrag zu dieser Übersicht beisteuerten.

Referenz

[1] Geneé, P.; Martens, B. und Schedl, B. „Jüdische Andachtsstätten in Wien vor dem Jahre 1938“, in: DAVID 59(2003), S. 29-35

Hotel Stefanie



Kategorie ****, First Class
1020 Wien, Taborstraße 12,
Telefon: 211 50-0 Fax: 211 50-160
e-Mail: stefanie@schick-hotels.com
Internet: www.schick-hotels.com

122 Zimmer mit Bad/WC, Kabel-TV,
Telefon, Radio, Minibar, Haarfön,
Klimaanlage, Internetzugang,
Restaurant, Veranstaltungsräume,
Hofgarten, Bar, Garage im Haus.

Wir reservieren Ihnen gerne auf
Wunsch auch ein koscheres Frühstück.

**Wir wünschen allen unseren Freunden
und Gästen einen schönen Sommer!**

★★★★
**HOTEL
STEFANIE
WIEN**

13., Eitelberggasse 22 (1924-26) [A. Kutschera; M. Müller; P. Schneider; A. Stipschitz]
Eigentümer im November 1938: Tempelverein „Hietzing“

Ende des Jahres 1891 erfolgte die Parzellierung einer Großliegenschaft (Eigentümer: Julius Frankl); am 25. April 1906 wurde das Eigentumsrecht je zur Hälfte für Alexander Zirner und Ella Zirner einverleibt. Knapp zwei Jahrzehnte später erwarb der Tempelverein das Grundstück und führte im Jahre 1929 eine Grundstücksteilung durch. Aufgrund des Erkenntnisses des „Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich-Stab-Stillhaltekommissar Verein für Organisation und Verbände“ vom 12. April 1939 wurde das Eigentumsrecht für die „Aufaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ einverleibt (13. Juni 1939), d.h. Auflösung des Tempelvereins des XIII. Bezirks (Wien) und Vermögensübergabe zu Gunsten der genannten Gesellschaft. In weiterer Folge erwarb Franziska Gauf - Ehegattin des mit dem Abbruch beauftragten „Demolierungsunternehmens Walter Gauf“ - das Grundstück. Allerdings wurde bereits am 22. Juli 1948 das Rückstellungsverfahren beim Landesgericht für Zivilrechtsachen angemerkt. Aufgrund des vollstreckbaren Erkenntnisses der Rückstellungskommission wurde das Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde Wien einverleibt (29. August 1950). 1968 veräußerte die IKG Wien das Grundstück an die „Cottage-Baugesellschaft“, welche danach eine Wohnungsanlage errichtete. An dieser heute noch bestehende Anlage wurde Wohnungseigentum begründet.

15., Turnergasse 22 (1871-72)

[K. Traxler; C. Hörhager; J. Commentz; Th. Winter]

Eigentümer im November 1938: Israelitische Kultusgemeinde Wien

Das Gebäude wurde von der Israelitischen Vortortgemeinde Fünfhaus in den Jahren 1871/72 errichtet. Nachdem in Ausführung des Gesetzes vom 21. März 1890 betreffend die Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der Israelitischen Religionsgemeinschaft die Übertragung des Vermögens der gleichzeitig aufgelösten Israelitischen Kultusgemeinde Sechshaus an die IKG in Wien angeordnet worden war, wurde am 10. Juni 1909 die IKG als Grundeigentümerin im Grundbuch eingetragen und diese Situation sollte bis 21. August 1940 währen. Nach Abschluss eines Kaufvertrages vom 3./28. Mai 1949 wurde das Eigentumsrecht für Leopold Hölzl einverleibt. Im November 1947 war der Rückstellungsprozess mittels Antrag eingeleitet und im Grundbuch angemerkt worden. Mangels Durchsetzung des Anspruches wurde diese Anmerkung am 6. Dezember 1951 wieder gelöscht. Am 18. November 1965 traten Olga Hölzl (1/2), Ingeborg Hussmann (1/4) und Marlene Weber (1/4) das Erbe Hölzls an. Mit einem Wohnbauförderungsdarlehen

der Stadt Wien (1962 und 1964 in zwei Tranchen gewährt) setzte die Familie das mittlerweile auf der Liegenschaft befindliche Wohnhaus in Stand. Im Jahre 1973 wurde die Stadt Wien mit Kauf- und Leibrentenvertrag zur nachfolgenden Eigentümerin.

15., Storchengasse 21 (1930)

[H. Brun]

Eigentümer im November 1938: Bethausverein „Emunas Awes“ (Glaube der Väter)

Zunächst war dieser Bethausverein als Grundeigentümer vermerkt (1925). Im Jahre 1939 übernahm mit Kaufvertrag vom 29. Jänner 1939 die Israelitische Kultusgemeinde Wien die Liegenschaft. Drei Jahre später folgte die Veräußerung an die „Gesellschaft zur Förderung des Zimmererhandwerks“ mit Sitz in Berlin. Der Kaufvertrag, durch die geheime Staatspolizei bestätigt und gemäß „Gesetz über den Einsatz des jüdischen Vermögens“ durchgeführt, beurkundete den Eigentumsübergang. In weiterer Folge wurde die Liegenschaft am 29. Mai 1943 an die „Holzbaugesellschaft des Deutschen Zimmererhandwerks mit beschränkter Haftung“ übertragen. Die Einleitung eines Rückstellungsverfahrens seitens der Israelitischen Kultusgemeinde wurde im Jahre 1947 angemerkt. Während des laufenden Verfahrens wurde zur Sicherung der Ansprüche der Antragsgegnerin eine Zwangsverwaltung für die Liegenschaft eingesetzt. Ein Teilerkenntnis über die Rückstellung wurde am 17. März 1952 im Grundbuch eingetragen; die Liegenschaft war von nun an die nächsten vier Jahrzehnte wieder im Eigentum der Israelitischen Kultusgemeinde. Am 7. April 1992 wurde die Liegenschaft an die „Dr. M. Immobilienverwertungsgesellschaft“ (Geschäftsführer Dr. Roman Müller) verkauft. Im Jahre 1993 wurde die Liegenschaft erneut veräußert, und zwar an die „K.U.R.S Bauträger- und Vermögensverwaltungsgesellschaft“. Am 27. März 2003 erwarb die gemeinnützige „Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft“ die Liegenschaft im Zwangsversteigerungsverfahren. Bis zum heutigen Tage harren Renovierung und Ausbau der Durchführung.

16., Hubergasse 8 (1885-86)

[M. Mayrl]

Eigentümer im November 1938: Tempelbauverein der Israelitischen Kultusgemeinde Hernals, Ottakring und Neulerchenfeld

Die Liegenschaft wurde im Jahr 1882 vom Tempelbauverein erworben. Aufgrund einer Verordnung des k.k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 4. Dezember 1891 und eines Erlasses der k.k. niederösterreichischen Statthalterei wurde im Juni 1909 das Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde in Wien einverleibt. Im April 1942 wurde die Liegenschaft von der IKG Wien an Josef Kaufmann zwangsverkauft. Einem Beschluss der Rückstellungskommission zufolge wurde im September 1947 die Einleitung des Rückstellungsver-

tusgemeinde abermals einverleibt; jedoch wurde im Jahre 1958 an Leopold Anton Bachinger verkauft. Dieser veräußert bereits im darauf folgenden Jahr an die Wiener Firma Josef Ofenböck & Co. 1961 wurde ein Wohnhaus baubewilligt und Wohnungseigentum begründet. Diese Nutzung ist seitdem unverändert geblieben.

2., Pazmanitengasse 6 (1911-13)

[E. Aschauer; C. Bernegger]

Eigentümer im November 1938: Leopoldstädter Tempelverein „Aeschel Awrachom“ (Zelt Abrahams), auch genannt „Am Volkert“

Das alleinige Eigentumsrecht für den Bethausverein basierte auf dem Kaufvertrag vom Februar 1911. Am 21. September 1936 erfolgte die Umbenennung des Vereins, wie oben angeführt. Aufgrund des Bescheides des „Leopoldstädter Reichskommissärs für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ wurden Stillhaltekommissäre für Vereine, Organisationen und Verbände am 12. April 1938 installiert und am 13. Juni 1939 die Eigentümerschaft für die „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ einverleibt. Am 5. Juli 1941 hingegen wurde die Stadt Wien in weiterer Folge Alleineigentümerin, wobei vermerkt wird, dass die Einweisung des Grundstückes in die zuvor angeführte Gesellschaft irrtümlich erfolgt sei. Die Einleitung des Rückstellungsverfahrens wurde im Jahre 1949 angemerkt. Nachdem jedoch offensichtlich dem Rückstellungsbegehren nicht stattgegeben wurde, wurde am 21. Oktober 1958 diese Anmerkung zufolge Beschlusses der Rückstellungskommission gelöscht; die Stadt Wien blieb Eigentümerin. Ab 1958 Begründung eines Baurechts (zeitlich beschränkt bis 20. Dezember 2037) für die GESIBA „Gemeinnützige Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft“, welche an diesem Standort eine Wohnhausanlage errichtete.

5., Siebenbrunnengasse 1a (1908)

[C. Grassl]

Eigentümer im November 1938: Israelitischer Tempelverein „Beth Aharon“ (Haus Arons) für die Bezirke Wieden und Margareten in Wien

Dieser Tempelverein erwarb am 10. Dezember 1907 die Liegenschaft und war bis ins Frühjahr 1939 als Alleineigentümer vermerkt. Mittels Bescheid vom 29. März 1939 verfügte der Stillhaltekommissar Hellmann die Einweisung der Liegenschaft in das Eigentum der „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft mit beschränkter Haftung“. Dieser Bescheid stützte sich auf die Vereinsauflösung, welche nach der damals geltenden Gesetzeslage durchzuführen war. Friedrich und Else Skwara erwarben bereits am 29. September 1939 die Liegenschaft und zwar je zur Hälfte. Bemerkenswerterweise weist der Kaufvertrag keine Unterschriften auf, sondern lediglich die offenkundig von Notar Dr. Reiter mittels Schreibmaschine eingesetzten Na-

men. Weiters fehlen Geburtsdaten der Käufer. Unter Berücksichtigung der unten angeführten Tatsache, dass beide Käufer während des Rückstellungsverfahrens 1951 von einem Abwesenheitskurator vertreten werden mussten, stellt sich allerdings die Frage, ob die angeführten Käufer je existierten. Die Einleitung des Rückstellungsverfahrens gemäß Beschluss der Rückstellungskommission wurde am 21. Februar 1948 grundbücherlich vermerkt. Erst das Bundesgesetz vom 11. Juli 1951 (II. Rückstellungsanspruch) ermöglichte dem Antragsteller Israelitische Kultusgemeinde Wien offensichtlich, dem angeführten Abwesenheitskurator den Vergleich vom 30. Oktober 1951 über die Rückstellung unter gegenseitigem Forderungsverzicht abzurufen. Mittels Kaufvertrag vom 20. Dezember 1968 erwarb die „Österreichische Jungarbeiterbewegung“ die Liegenschaft mit der Absicht, eine Wohnhausanlage (Schaffung eines Arbeiterwohnheimes) zu errichten. Zehn Jahre später wurde das nach wie vor aufrechte Wohnungseigentum begründet.

6., Schmalzhofgasse 3 (1883-84)

[T. Török; P. Weheim]

Eigentümer im November 1938: Tempelverein für die Bezirke Mariahilf und Neubau

Der angeführte Tempelverein wurde im Jahre 1927 Alleineigentümer. Am 30. November 1939 folgte die Einleitung der Vereinsauflösung und das Liegenschaftseigentum der „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ einverleibt (19. März 1940). Noch im selben Jahr erwarben Franz Lang, Bäckermeister, und Selma Lang, Bäckermeistersehegattin, das Eigentumsrecht. Auf Grund des Beschlusses der Rückstellungskommission vom 8. November 1951 wurde kurz darauf die Einleitung des Rückstellungsverfahrens angemerkt. Auf Grund des Teilerkenntnisses dieser Kommission vom 22. Jänner 1952 wurde das Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde Wien einverleibt, wobei die privatrechtlichen Befugnisse auf die eines öffentlichen Verwalters eingeschränkt waren; diese Beschränkung wurde nach einem weiteren Beschluss der Rückstellungskommission am 28. Juni 1958 gelöscht. In weiterer Folge erwarb die „Union-Baumaterialien-Gesellschaft“ mittels Kaufvertrags vom 14. Dezember 1970 die Liegenschaft; im Jahr 1973 wurden dem Grundbuchkörper vier Grundstücke (Hirschengasse 20-22) zugeschrieben. Im Jahre 1976 kaufte die Stadt Wien die Liegenschaft und räumte am 3. Juli 1980 dem Kuratorium Wiener Pensionistenvereine ein bis 3. Dezember 2056 gültiges Baurecht ein. Dieses Kuratorium betreibt nunmehr an diesem Standort ein Pensionistenheim.

8., Neudeggergasse 12 (1897-1903)

[N. Haberler]

Eigentümer im November 1938: Tempelverein für den VIII. Bezirk der Stadt Wien

Zum Stand 15. Juli 1927 (Wiederherstellung der

Was geschah mit den Grundstücken, auf denen sich Synagogen in Wien befanden?

Eine Recherche hinsichtlich der im Grundbuch abgebildeten Eigentumsverhältnisse



Bob MARTENS, Katharina KOHLMAIER

Auch wenn die Synagogen der jüdischen Gemeinde nach der Zerstörung in der „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938 aus dem Wiener Stadtbild größtenteils verschwunden sind, so bleibt es doch bemerkenswert, dass dies nicht in gleicher Weise auch die Dokumentenlage betrifft. Der Standort in der Seitenstettengasse ist in diesem Zusammenhang ohnehin als Ausnahme zu betrachten. Zwar wurde die Baulichkeit im Interieurbereich in Mitleidenschaft gezogen, doch blieb das Gebäude als solches erhalten und ist auch heute in seiner ursprünglichen Funktion in Gebrauch. Von einer Introvertiertheit war in dieser stadträumlichen Situation immer schon die Rede, denn nur „Eingeweihte“ wussten und wissen, dass sich hinter der neutralen Fassade eine Synagoge befindet.

Obgleich an sämtlichen Wiener Synagogen-Standorten die verbliebenen Trümmer längst entfernt wurden und in vielen Fällen eine Belegung mit anderen Bauten erfolgte, so sind in den Archiven nach wie vor historische Dokumente eingelagert. Für die bereits mehrfach in dieser Zeitschrift vorgestellte digitale Rekonstruktionsarbeit konnte davon Gebrauch gemacht werden. Insbesondere dienlich waren die Einreichplanunterlagen, welche erfreulicherweise eine weitgehend umfassende Grundlage lieferten. Nicht archiviert wurden allerdings die Ausführungsplanunterlagen, nicht zuletzt aufgrund des Umstandes, dass dies behördenseitig nicht vorgesehen ist. Derlei Unterlagen werden schließlich für privatwirtschaftlich organisierte Unternehmen konzipiert. Nachdem der zurückliegende Zeitraum in etwa ein Jahrhundert beträgt, bestehen in den meisten Fällen bauausführende Firmen und planende Büros (bzw. deren Rechtsnachfolger) gar nicht mehr und es ist unklar, was letztlich mit den produzierten Unterlagen nach Ablauf der Aufbewahrungsfrist geschah. Bislang ist für keinen einzigen Standort ein entsprechender Nachlass mit derartigen Dokumenten aufgetaucht.

Wenn man sich mit dieser Thematik befasst, kommt bald die Frage nach den Besitzverhältnissen auf. Was „geschah“ nach dem Jahre 1938 mit den Liegenschaften? Wenn man die verschiedenen Standorte in Wien besucht, so finden sich hier für gewöhnlich Wohnbauten. Allenfalls ist ein Hinweis auf die Gemeinde Wien bzw. die eine oder andere Wohnbaugenossenschaft vor Ort gegeben. Doch wie kam es zu diesem Folgebau? Diese Fragen lassen sich anhand einer Grundbuchsrecherche

schlüssig erörtern.

In das Grundbuch kann jeder Einsicht nehmen, und zwar sowohl in das Hauptbuch als auch in die Urkundensammlung. Studierende in den immobilienwirtschaftlichen Weiterbildungslehrgängen an der TU Wien setzten sich im Wege einer Übungsarbeit für die LV „Grundbuchs- und Vermessungswesen“ mit dem Zeitraum beginnend um das Jahr 1938 bis in die Gegenwart auseinander. Wenn man die Entwicklungen rund um die stattgefundenen Eigentümerwechsel betrachtet, so schält sich ein Muster in der Vorgangsweise heraus.

In weiterer Folge werden 21 Standorte behandelt:

- 2., Tempelgasse 3 (1853-58)
- 2., Große Schiffgasse 8 (1864 / Umbau 1923)
- 2., Malzgasse 16 (1884 / Verlegung 1906)
- 2., Zirkusgasse 22 (1885-87)
- 2., Leopoldsgasse 29 (1892-93)
- 2., Pazmanitengasse 6 (1911-13)
- 5., Siebenbrunnengasse 1a (1908)
- 6., Schmalzhofgasse 3 (1883-84)
- 8., Neudeggasse 12 (1897-1903)
- 9., Müllnergasse 21 (1888-89)
- 10., Humboldtgasse 27 (1895-98)
- 11., Braunhubergasse 7 (1898)
- 13., Eitelberggasse 22 (1924-26)
- 15., Turnergasse 22 (1871-72)
- 15., Storchengasse 21 (1930)
- 16., Hubergasse 8 (1885-86)
- 18., Schopenhauerstraße 39 (1888-89)
- 19., Dollinergasse 3 (1897)
- 20., Kluckygasse 11 (1898)
- 21., Holzmeistergasse 12 (1876-77)
- 23., Dirmhirngasse 112 (1900 / Umbau 1922)

Die jeweilige Beschreibung enthält einen kurzen chronologischen Ablauf, wobei eine entsprechende Hervorhebung der besonderen Momente erfolgte. Hinsichtlich der Auswahl wird auf die Publikation „Jüdische Andachtsstätten in Wien vor dem Jahre 1938“^[1] verwiesen. Die beteiligten Studierenden sind jeweils zwischen den eckigen Klammern angeführt.

2., Tempelgasse 3 (1853-58)

[A. Meinl; G. Dutzler]

Eigentümer im November 1938: Israelitische Kultusgemeinde (Wien).

Das Eigentumsrecht wurde bereits im Juli 1927

Sehr gerne möchte ich alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger sowie besonders die Leserinnen und Leser des DAVID herzlich grüßen und Ihnen meine besten Wünsche übermitteln.

Schon seit vielen Jahren leistet die jüdische Kulturzeitschrift DAVID einen wertvollen Beitrag im Bereich des interkulturellen Dialogs. Sie ist ein lebendiges Zeichen für die Verbundenheit von Österreich und Israel und erfüllt eine wichtige Brückenfunktion zwischen unseren Kulturen. Nur durch das gegläuckte Miteinander werden jene Werte mit Lebendigkeit erfüllt, durch die unsere Gesellschaft zusammengehalten und bereichert wird.



Für die bevorstehenden Wochen wünsche ich Ihnen und Ihren Familien einen schönen und erholsamen Sommer.

Bundeskanzler Dr. Alfred Gusenbauer

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

**Gouverneur
Dr. Klaus Liebscher**

wünscht den Leserinnen und Lesern des DAVID und der jüdischen Gemeinde in Österreich einen erholsamen Sommer.



ÖSTERREICHISCHE NATIONALBANK

Eurosystem

Irena Sendler ist tot



Maria Anna OSSOLINSKA

Irena Sendler rettete rund 2.500 jüdische Kinder aus dem Warschauer Ghetto vor dem Tod.

Die „Gerechte unter den Völkern“ ist am 12. Mai 2008 im Alter von 98 Jahren gestorben.

Am 12. Mai 2008 starb im hohen Alter von 98 Jahren Irena Sendler, die unter dem Pseudonym „Jolanta“ arbeitete. Geboren am 15. Februar 1910 in Otwock, stellte sie sich während ihres Studiums an der Warschauer Universität entschieden gegen die antisemitischen Ausschreitungen polnischer Studenten. In den Dreißiger Jahren arbeitete sie in sozialen Institutionen und half Bedürftigen in Warschau. Während des Zweiten Weltkriegs organisierte sie Hilfe für die jüdische Bevölkerung, indem sie die Strukturen der Abteilung für Soziales der Warschauer Stadtregierung nutzte. Außerdem arbeitete sie mit der Organisation „Jüdische Soziale Selbsthilfe“ zusammen.

Am 27. September 1942 wurde in Warschau das nach Konrad Żegota benannte „Provisorische Komitee für die Judenhilfe“ gegründet und am 4. Dezember in den „Rat für die Unterstützung der Juden - Żegota“ umbenannt. Ihm gehörten Vertreter polnischer und jüdischer politischer Organisationen an. Irena Sendler übernahm die Leitung des Kinderreferats. Zusammen mit ihren Kollegen von der Żegota rettete sie über 2.500 jüdische Kinder, indem sie ihre Flucht aus dem Warschauer Ghetto organisierte, ihnen „arische“ Dokumente verschaffte und



christliche Pflegefamilien, Kinderheime oder Waisenheime, die von Ordensleuten geleitet wurden, für sie fand. Tag für Tag riskierte sie ihr Leben und das ihrer Angehörigen. Sie arbeitete darüber hinaus auch für die Polnische Widerstandsbewegung. 1943 wurde sie verhaftet, von der Gestapo gefoltert und anschließend zum Tod verurteilt. Von der polnischen Untergrundbewegung gerettet, nahm sie als Krankenschwester am Aufstand des Warschauer Ghettos teil. Nach dem Krieg half sie, Kinder- und Altersheime zu gründen.

1965 wurde sie vom Institut Yad Vashem mit der Medaille „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet. 1991 wurde sie zur Ehrenbürgerin des Staates Israel ernannt. Im Jahr 2003 bekam sie die höchste polnische Auszeichnung, den Orden des Weißen Adlers „Für den Mut und das Herz“ verliehen. Zweimal wurde sie für den Friedensnobelpreis nominiert. 2007 wurden Irena Sendler und der „Rat für die Unterstützung der Juden – Żegota“ durch den Senat der Polnischen Republik in einem speziellen Beschluss geehrt. In demselben Jahr wurde ihr der Orden des Lächelns verliehen - die wichtigste Auszeichnung, die von Kindern aus der ganzen Welt verliehen wird. Michael Schudrich, der oberste Rabbiner Polens, sagte über sie: „Irena Sendler hat nicht nur jüdische Kinder gerettet, sondern auch die Seele Europas.“ Sie war eine der bedeutendsten Polinnen des 20. Jahrhunderts, eine Person mit einem großen Herz und ein Vorbild menschlicher Tugenden. ■



Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
einen schönen Sommer.

Karl Homole
Bezirksvorsteher



Einen schönen und erholsamen Urlaub
allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht

im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing
Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing Heinz Gerstbach

FILMHOF WEIN4TEL Asparn/Zaya

FILMHOF WEIN4TEL

A-2151 Asparn/Zaya Nr. 2

Tel +43-(0)664/50 66 949 · Fax +43-(0)2577/841 16

info@filmhof.at

www.filmhof.at

FILMHOF WEIN4TEL präsentiert:

„Erinnerungen“

DAS FILMHOF FESTIVAL im fünften Jahr

4. Juli – 7. September 2008 in Asparn/Zaya

„As time goes by...“: Jubiläen sind stets auch Anlass für Reminiszenzen aller Art. Das FILMHOF FESTIVAL greift mit seinem heurigen Motto „Erinnerungen“ unter anderem das Erinnern an die weltpolitischen Ereignisse nach 1938 auf.

Erinnerungen an die Zeit der NS-Diktatur

Unter den 20 vorwiegend europäischen Filmproduktionen sind dem Thema „Erinnerungen“ an die Zeit kurz vor und während des zweiten Weltkriegs vor allem das Drama „Auf Wiedersehen, Kinder“ von Louis Malle, die österreichische Oscar-Sensation „Die Fälscher“ von Stefan Ruzowitzky sowie „Sein oder Nichtsein“ von Ernst Lubitsch aus dem Jahr 1942 gewidmet.

Theater und Film

„Sein oder Nichtsein“ ist zugleich am 6. August die **THEATERPREMIERE** des heurigen Festivals. Regie führt Harald Posch. Damit bleibt der FILMHOF seiner Linie treu, jede Saison ein Theaterstück zu produzieren, das einen engen Zusammenhang mit dem Medium Film hat. Im Vorjahr war dies „Der Tod und das Mädchen“, Theaterstück von Ariel Dorfman, verfilmt von Roman Polanski.

Heuer kommt der Stücktext des ungarischen Autors Melchior Lengyel zur Aufführung.

Verteidigungsminister Darabos besuchte Israel Erster Besuch eines österreichischen Verteidigungsministers seit mehr als 30 Jahren in Israel

 Stefan HIRSCH

Verteidigungsminister Norbert Darabos besuchte vom 18. bis 21. Mai 2008 als erster österreichischer Verteidigungsminister seit mehr als 30 Jahren Israel. Dieser Besuch wurde im Jahr der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Staatsgründung Israels und im österreichischen Gedenkjahr 2008 als besonderes Zeichen gewertet. „Für mich sind ausgezeichnete Kontakte mit Israel im Bereich der Sicherheitspolitik sehr wichtig“, begründet Darabos seinen Arbeitsbesuch. Das sind nicht nur Lippenbekenntnisse: Durch die erstmalige Entsendung eines Militärattachés Anfang des Jahres hat die Zusammenarbeit mit Israel eine neue Dynamik erreicht. Die Einladung seines Amtskollegen Ehud Barak unterstreicht die Wiederbelebung der Beziehungen im sicherheitspolitischen Bereich nach Jahren des Stillstandes. Damit nicht genug: Die Ressortchefs unterzeichneten in Tel Aviv eine Absichtserklärung zur stärkeren Zusammenarbeit, wie zum Beispiel im Bereich der Ausbildung. Experten beider Ministerien werden die Details des Abkommens in den nächsten Wochen ausarbeiten.



Bundesminister Darabos mit Ehud Barak, Israels Verteidigungsminister

Für Darabos war es der erste Israel-Aufenthalt – beruflich wie privat. Er startete seinen Besuch mit einer Kranzniederlegung am Rabin-Mahnmal in Tel Aviv. Der ehemalige Premierminister und Friedensnobelpreisträger wurde im November 1995 von einem Rechtsextremisten ermordet. Darabos traf die Tochter von Jitzchak Rabin und gedachte Rabins und seines Wirkens für den Frieden. „Das Gespräch mit seiner Tochter und die Kranzniederlegung waren bewegende Momente für mich“, gestand der Bundesminister danach. „Rabin war ein Mann des Friedens. Er hat Großartiges geleistet.“ Der weitere Besuchsverlauf stand ganz im Zeichen

des Treffens mit Ehud Barak. Darabos wurde mit militärischen Ehren empfangen. Danach sprachen die beiden Amtskollegen mehr als eine halbe Stunde unter vier Augen, bevor das gemeinsame Delegationsgespräch begann. Sie erörterten die sicherheitspolitische Lage der Region und die bilaterale Zusammenarbeit der Ministerien. Im Beisein der Presse wurde die Absichtserklärung unterzeichnet. Ziel der Erklärung ist die Ausarbeitung eines Memorandum of Understanding. Die konstruktiven Gespräche wurden bei einem gemeinsamen Mittagessen fortgesetzt, im Rahmen dessen Darabos seinen Kollegen nach Wien einlud.



Der Bundesminister mit Ehud Barak, Israels Verteidigungsminister

„Die Beziehungen in die Region sind von großer Wichtigkeit. Österreich und Europa tragen eine besondere moralische und politische Mitverantwortung sowohl für ein sicheres Israel als auch für eine gerechte Lösung des Nahostkonfliktes“, so Darabos nach dem Treffen mit Barak. „Seit Jahrzehnten versehen österreichische Blauhelme ihren Dienst am Golan. Seit 1967 haben wir Militärbeobachter in der Region. Wir werden dieses Engagement für Frieden fortsetzen, denn es gibt dazu keine Alternative.“

Hoch interessant war der Besuch des israelischen Nordkommandos. Die österreichische Delegation besuchte eine IDF-Stützpunkt im Norden Israels an der Grenze zum Libanon. Dort wurden die hochrangigen Besucher über die Beurteilung der Lage im Bereich der Grenze zum Libanon und zu Syrien informiert. Nach dieser Besichtigung ging es mit dem Hubschrauber nach Jerusalem. Dort besuchten Darabos und seine Delegation Yad Vashem, die österreichischen UNO-Militärbeobachter und das

Die Toten ins Leben integrieren. Das Komitee zur Erhaltung des jüdischen Friedhofes Klosterneuburg – in memoriam Walter Lauber

 Tina WALZER

Der jüdische Friedhof von Klosterneuburg ist, so wie fast alle übrigen jüdischen Friedhöfe Österreichs, verwaist. Nun hat sich eine Gruppe engagierter Privatleute gefunden, seine Rettung und dauerhafte Erhaltung in die Hand zu nehmen.

Die jüdische Gemeinde von Klosterneuburg bildete sich mit einem Bethausverein im Jahre 1852, vierzig Jahre später konstituierte sich dann auch offiziell eine eigene Kultusgemeinde für den politischen Bezirk Tulln mit Sitz in Klosterneuburg. Sie bestand bis zur NS-Zeit und erwarb im Laufe ihres Bestehens eine Synagoge (1914 errichtet) und einen eigenen Friedhof. Da in den Anfangsjahren der Gemeinde noch kein jüdischer Friedhof Klosterneuburg bestand, mussten die Toten nach Wien, auf den damaligen offiziellen Beerdigungsplatz für alle in und um Wien lebenden Juden, den jüdischen Friedhof Währing, überführt werden. Tatsächlich waren dort nach dem aktuellen Forschungsstand zum Zeitpunkt der ersten Inventarisierung um 1900 Grabmonumente für 6 Personen aus Klosterneuburg bzw. Kierling aus der Zeit zwischen 1870 und 1878 (Nachbestattung) vorhanden.

1874, mit der Eröffnung des Wiener Zentralfriedhofes, stellte sich für die jüdischen Gemeinden die Frage nach neuen Beerdigungsplätzen akut. Der jüdische Friedhof Währing wurde geschlossen, die Israelitische Kultusgemeinde Wien nahm Verhandlungen mit der Gemeinde Wien um Überlassung eines Teiles des neuen Zentralfriedhofes zwecks Anlage eines jüdischen Friedhofes auf. Dieser wurde dann tatsächlich bei Tor 1 eingerichtet. Zur gleichen Zeit erwarb auch der Bethausverein Klosterneuburg ein Grundstück in der Holzgasse in Klosterneuburg und errichtete eine Zeremonienhalle sowie eine Friedhofsmauer. Bereits im Frühjahr 1874 konnte der Friedhof eröffnet werden. Nach der Gründung der Kultusgemeinde Tulln konstituierte sich die „Israelitische Beerdigungsbruderschaft Chewra Kadischa Klosterneuburg“, in deren Eigentum der jüdische Friedhof Klosterneuburg dann übertragen wurde. In der NS-Zeit enteignet, wurde das Areal nach 1945 an die Wiener Chewra Kadischa restituiert, denn die Klosterneuburger Gemeinde war vertrieben, ausgelöscht. Der jüdische Friedhof Klosterneuburg war verwaist. Die Rechtsnachfolgerin der IKG Tulln, die IKG Wien, war als Rechtsnachfolgerin auch der anderen vernichteten jüdischen Gemeinden Niederösterreichs und des Burgenlandes von Beginn an mit der Wiederinstandsetzung und laufenden Pflege der mehr als 42 jüdischen Provinzfriedhöfe

überfordert. Der jüdische Friedhof Klosterneuburg verfiel zusehends. Zu den Zerstörungen der NS-Zeit gesellten sich Schäden durch ungehinderten Wildwuchs, Witterungseinflüsse und Vandalismus. Noch 2001 bot der Friedhof im Rahmen der Erhebungen für das „Weißbuch über Pflegezustand und Sanierungserfordernisse der jüdischen Friedhöfe in Österreich“ einen mehr als traurigen Anblick. Bei einer Begehung anlässlich der Aktualisierung des „Weißbuches“ im Mai 2008 konnten allerdings bedeutende Verbesserungen festgestellt werden: Das Areal machte einen wesentlich gepflegteren Eindruck.



Buchs, einst als Grabschmuck gepflanzt, aber seit Jahrzehnten ungepflegt, überwuchert die Grabmonumente. Viele von ihnen sind unter den dichten Stauden vollkommen verschwunden. Foto zur Verfügung gestellt vom Komitee zur Erhaltung des Jüdischen Friedhofs Klosterneuburg

Die Trendwende ist einer Gruppe hilfsbereiter Klosterneuburger zu verdanken, die im Frühjahr 2007 beschlossen hatte, den jüdischen Friedhof zu retten und für Reparaturarbeiten und gärtnerische Pflege zu sorgen. Seither kann der Verein „Komitee zur Erhaltung des jüdischen Friedhofes Klosterneuburg – in memoriam Walter Lauber“ bereits auf einen äußerst erfolgreichen Tätigkeitszeitraum zurückblicken. Neben dem Abriß der nicht mehr zu rettenden Zeremonienhalle wurden zunächst vor allem wissenschaftliche Forschungen aufgenommen, um Geschichte und Belegung des Areals zu rekonstruieren. Am 26. Mai 2008 konnte dann auch mit der Sanierung erster Gräber begonnen werden.

Die Synagoge in der Hubergasse

Zum Titelbild:

Der Ottakringer Tempel
in der Hubergasse

Tina Walzer

Die Synagoge im 16. Bezirk, Hubergasse 8, wurde als Ottakringer Tempel der Israelitischen Vorortgemeinde Ottakring gegründet und 1885-1886 nach Plänen des Architekten Ludwig Tischler errichtet. Mit der Eingemeindung der Vororte nach 1890 wurde auch die Ottakringer Vorortgemeinde in die Verwaltung der IKG Wien übernommen, die damit Eigentümerin des Ottakringer Tempels wurde. 1926-1928 wurde im Hintertrakt des Gebäudes nach Plänen des Architekten Ignatz Reiser ein Winterbetsaal errichtet.

Reiser realisierte eine Reihe von Bauvorhaben für die IKG Wien, darunter die Zeremonienhalle bei Tor 4 des Wiener Zentralfriedhofes. Sie ist heute noch erhalten. Der Ottakringer Tempel wurde im Zuge der Novemberpogrome 1938 völlig zerstört: Nachdem die österreichische SS um 4 Uhr morgens den Befehl erhalten hatte, die Wiener Synagogen zu demolieren, war der Ottakringer Tempel bereits um 10.39 Uhr des 10. November 1938 verbrannt, die Inneneinrichtung zerstört. Das demolierte Gebäude wurde nicht wieder errichtet. Heute befindet sich auf dem Grundstück ein gemeinnütziger Wohnbau.

Zur Aufnahme des Titelbildes

Bob Martens

Die Zahl an Fotografien von Wiener Synagogen hält sich in Grenzen, obgleich es von Standort zu Standort erhebliche Unterschiede gibt. Von vielen Tempeln existiert offenkundig keine einzige Interieur-Aufnahme mehr. Die Erklärung dafür ist recht einfach: Auch wenn die meisten Bauten in einer Zeit entstanden, wo die Fotografie bereits salonfähig war, musste die gelungene Innenaufnahme - bedingt durch Lichtverhältnisse und damals zur Verfügung stehende Filmmaterialien - dem Fotografen überlassen werden. Die breite Verfügbarkeit von Aufnahmegeräten war bestimmt nicht in jenem Ausmaß gegeben wie heute. Es mag unter Umständen auch am fehlenden



Titelbild und Seite 2: Außenansicht der Synagoge in der Hubergasse 8, Wien XVI (1885-86), Architekt Ludwig Tischler. Mit freundlicher Genehmigung des Bezirksmuseums Ottakring

Impuls gelegen sein, einfach „alles“ dokumentieren zu wollen. Sollten doch Aufnahmen entstanden sein, so verwundert es nicht, dass diese zum Beispiel bei Umzügen verloren gegangen sind.

Umso erfreulicher ist es, wenn bislang unbekannte Bilder auftauchen. Diese Aufnahme wurde vom Bezirksmuseum Ottakring zur Verfügung gestellt. Vergleicht man sie mit bereits veröffentlichten Pendants, so fällt auf, dass sich im baulichen Zustand etwas verändert hat. So wurden offenkundig die straßenseitigen Laternen und ebenso die beidseitig angeordneten David-Sterne - die den Abschluss der Säulenmotive bildeten - entfernt. Die verputzten Bauelemente in der Fassade scheinen renovierungsbedürftig zu sein.

Obgleich sich der Hubertempel in die geschlossene Straßenfront nahtlos einfügt, lässt auch die im Straßenbild manifeste Automobilfreiheit das Gebäude zu höherer Geltung gelangen als dies heutzutage der Fall wäre.

Verschollen geglaubte Baupläne wurden im Archiv des Jüdischen Museum Wiens recherchiert und bilden die Grundlage für die virtuelle Rekonstruktion, die zur Zeit von Gerlinde Grötzmeier im Rahmen einer Diplomarbeit an der TU Wien durchgeführt wird. Weiteres Bildmaterial wäre sehr willkommen, insbesondere des Interieurs. ■